

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXVII • Heft 1 • Sommer 2024

- Jana Stöxen** **Nach Europa? – Fragen nach dem weiteren Kurs der Republik Moldau
Rund um die Nationalversammlung „Europäische Moldau“**
- Lavinia Sammel** **Der Persönlichkeitsschutz im Internet im europäischen, deutschen und
rumänischen Recht
Eine Bestandsaufnahme**
- Katharina Haberkorn
Christina Eiden** **Historische Häusermodelle der Bukowina in rumänischen Museen
Eine Ausstellungsreise**
- Franz Sz. Horváth** **Ungar – Kommunist – Jude?
Zum Leben und Werk des heimatlosen Philosophen Ernő Gáll**
- Stefan Karner** **Österreichische Kriegsgefangene in der sowjetischen Moldau 1944-1948
Ein Überblick**
- Wolfgang Dahmen** **Das erste Rumänische Kulturinstitut in Berlin
Deutsch-rumänische Kulturbeziehungen während des Zweiten
Weltkriegs**
- Josef Balazs** **Ein siebenbürgischer Cavallier auf europäischem Parkett
Carl Samuel Freiherr von Brukenthal**
- Edit Szegedi** **Antitrinitarismus in Siebenbürgen oder siebenbürgischer
Antitrinitarismus? Ein Überblick**
- Hans Rudolf Wahl** **Europäische Perspektiven: Die Republik Moldau
Tagung im Heiligenhof in Bad Kissingen**
- Hermine-Sofia Untch** **Tätigkeitsbericht 2023
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V., Berlin**

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Dr. Christian Frankenfeld
Dr. Daniel Gruschke
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

Redaktionsanschrift: DRH • Dr. Josef Sallanz • Starnberger Str. 4 • 10781 Berlin
E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.
Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.
Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: RundumKopie, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

bei der letzten Mitgliederversammlung am 29. November 2023 haben sich im Vorstand unserer Gesellschaft viele Veränderungen vollzogen. Nach 18 arbeitsreichen Jahren hat sich der Präsident der DRG, Dr. Gerhard Köpernik, aus seinem Amt zurückgezogen. In der Würdigung zum Abschied wurde Dr. Köpernik von der scheidenden Vizepräsidentin, Hermine-Sofia Untch, die weiterhin im Vorstand bleibt, als „umsichtiger und integrierender Präsident“ beschrieben, der stets fleißig, geduldig und pflichtbewusst wirkte. Ihm haben wir es auch zu verdanken, dass unsere Zeitschrift zweimal im Jahr an alle Mitglieder und viele Institutionen versandt wurde.

Nach mehr als 30 Jahren stellte sich das einzige Vorstandsmitglied der ersten Stunde nicht mehr zur Wahl: Wilfried Lohre war bereits bei der Gründungsversammlung der DRG 1992 dabei. Kurz danach übernahm er das Amt des Schatzmeisters, welches er bis 2013 innehatte, im Vorstand verblieb er bis letzten November.

Dr. Gerhard Köpernik und Wilfried Lohre sowie Mona Vintilă, die ebenfalls nicht mehr kandidierte, danken wir herzlich für ihre jahrzehntelange Arbeit im Vorstand und die ausgezeichnete Zusammenarbeit mit der DRH-Redaktion.

Wir gratulieren ganz herzlich Robert C. Schwartz zur Wahl zum Präsidenten und Janka Vogel zur Vizepräsidentin der DRG. Wir freuen uns auf eine gute Zusammenarbeit mit ihnen und mit der neuen Schriftführerin Dr. Natalia Toma, dem wiedergewählten Schatzmeister Tony Krönert und den neu- und wiedergewählten Beisitzern Daniela Boltres, Dr. Raluca Fritsch, Christof Kaiser, Joachim Krauß und Hermine-Sofia Untch. Ad multos annos!

Viel Spaß beim Lesen der DRH wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz
Chefredakteur



Die DRG-Mitglieder danken Dr. Gerhard Köpernik mit langanhaltendem Applaus sowie mit rumänischen und moldauischen Köstlichkeiten für seinen langjährigen Vorsitz unserer Gesellschaft.
Foto: Josef Sallanz

Inhalt

- 4 **Nationalversammlung „Europäische Moldau“**
Jana Stöxen
- 7 **Persönlichkeitsschutz im Internet**
Lavinia Sammel
- 10 **Historische Holzhäusermodelle der Bukowina**
Katharina Haberkorn, Christina Eiden
- 11 **Ernő Gáll: Ungar – Kommunist – Jude?**
Franz Sz. Horváth
- 14 **Österreichische Kriegsgefangene in der Moldau**
Stefan Karner
- 17 **Das erste Rumänische Kulturinstitut in Berlin**
Wolfgang Dahmen
- 20 **Carl Samuel Freiherr von Brukenthal**
Josef Balazs
- 23 **Antitrinitarismus**
Edit Szegedi
- 26 **Europäische Perspektiven: Die Republik Moldau**
Hans Rudolf Wahl
- 27 **DRG-Tätigkeitsbericht 2023**
Hermine-Sofia Untch
- 30 **Neue Bücher**
 - N. Manea: Der Schatten im Exil (*V. P. Stancu*)
 - T. Țibuleac: Der Garten aus Glas (*A. Pfeifer*)
 - C. Partenie: Die goldene Höhle (*M. Pfeiffer*)
 - A. Schiop: Soldaten. Geschichte aus dem Ferentari. Roman (*D. Gruschke*)
 - E. Schlattner: Brunnentore (*M. Muscan*)
 - F. Hodjak: Im Ballsaal des Universums. Gedichte (*C. Frankenfeld*)
 - K. Kondrat: Wer tanzt im Niemandsland. Gedichte (*M. Roxin*)
 - D. Ranga: Stop. Die Pausen des Sisyphos (*T. Larenz*)
 - C.-F. Banciu: Ilsebill salzt nach (*M. Irod*)
 - A. Carcu: Der lange Weg nach Hause (*C. Weigel*)
 - A. Hartmann: Rauschen neu entziffern (*S. Lorenz*)
 - L. Werrelmann: Tod in Siebenbürgen (*K. Biegger*)
 - H. Böttiger: Czernowitz – Stadt der Zeitenwenden (*M. Winkler*)
 - P. Solomon: Paul Celan – Die rumänische Dimension. (*M. Fischer*)
 - I. Irimie: Ein chirurgischer Eingriff (*H. Balomiri*)
 - G. Große: Literaturgeschichte im Prozess (1990-2000) (*I. Baltag*)
 - J. Vogel, C. Buzoianu (Hg.): Soziale Arbeit mit migrantischen Romn*ja (*N. Mappes-Niediek*)
 - I. Georgescu: Tava. Süße Köstlichkeiten aus Rumänien und anderen osteuropäischen Ländern (*P. Haak*)
 - V. Neumann (Hg.): Das Temeswarer Banat. Eine europäische Regionalgeschichte (*M. Arens*)
 - H. Reinholz, F. Quint (Hg.): Die Lenauschule sind wir. Erinnerungsbuch (*K. Kilzer*)
 - J. Henkel, M. Eichler: Temeswar (Timișoara). Kultur und Vielfalt im Herzen des Banats (*G. Duhem*)

Nach Europa? – Fragen nach dem weiteren Kurs der Republik Moldau

VON JANA STÖXEN

„Die Kinder, die heute geboren werden, können schon als Angehörige der Europäischen Union in die erste Klasse eingeschult werden.“ Die moldauische Präsidentin Maia Sandu äußerte sich unmissverständlich: Sie sieht die Zukunft der Republik Moldau in der Europäischen Union – am liebsten schon ab 2030.

Die von ihrer Regierung auf der *Piața Marii Adunări Naționale* (Platz der Großen Nationalversammlung; zentraler Ort in der moldauischen Hauptstadt zwischen Regierungssitz und Triumphbogen) anberaumte *Adunarea Națională „Moldova Europeană“* (Nationalversammlung „Europäische Moldau“) hatte im Vorfeld selbst viele proeuropäisch eingestellte Beobachter irritiert: Warum und mit welchem Ziel wollte sich die Republik Moldau gerade zum jetzigen Zeitpunkt gen Europa positionieren? Und: Inwiefern handelt es sich abermals um die fixe Idee einer Regierung, von der das Land sich zwar viel erhofft, jedoch angesichts der zahlreichen Krisen noch wenig Erfolge gesehen hatte? Die Skepsis war also selbst unter denen, die in anderen Fragen eindeutig zu Sandus politischem Lager zählen, groß: Zu oft wurde die

Bevölkerung des Landes schon von der *großen Politik* enttäuscht, zu angespannt ist die allgemeine geopolitische und soziale Lage in der Republik Moldau, zu viel grundsätzliches Misstrauen herrscht gegenüber den Regierenden vor, als dass man sich auf eine schnelle Umsetzung eines solch großen Vorhabens einlassen könnte.

Gut eine Woche zuvor, am 13. Mai, hatte an gleicher Stelle der *Europatag* stattgefunden. Ironischerweise war von der erwähnten Skepsis an diesem Tag deutlich weniger zu merken: Nicht Sandu und ihre Regierung, sondern lokale Organisationen und die Vertretungen der EU standen im Mittelpunkt. Der Platz war gesäumt von Ständen, wie sie sonst auf Messen zu finden sind. Menschen in Trachtenblusen und Businesskleidung verteilten Süßigkeiten und dazu Flyer ihrer jeweiligen Institutionen und Vereine, Polizei und Militär präsentierten in voller Montur ihre Fahrzeuge und unterschiedliche Dienstabzeichen. Zahlreiche Flaggen säumten das Treiben, das viele Interessierte und insbesondere Familien mit Kindern anzog. Auch viele der in Chișinău ansässigen Botschaften europäischer Länder waren vertreten (die deutsche Vertretung etwa bot neben Informationsmaterialien Grillgut und Bier an) und warben so nicht nur für ihre jeweiligen Länder, sondern repräsentierten in ihrer Gesamtheit auch die Mannigfaltigkeit, die der europäischen Gesellschaft als Charakteristikum gilt. Die hohe Präsenz der ukrainischen Nationalfarben, welche sich gut mit den europäischen decken, verstärkte den Eindruck der zahlreichen gemeinsamen, grenzüberschreitenden Interessen zusätzlich. Europa war hier ein Fest, ein schöner Nachmittag und eine kollektive Bespaßung – Politik stand hinten an und wurde nur subtil untergebracht.

Dieser harmonischen, fast anheimelnden Mischung wirkte der etwas abseits positionierte Stand von Frontex, der Europäischen Agentur für die Grenz- und Küstenwache, scheinbar kaum entgegen: Auch hier verteilten Uniformierte Flyer und klärten bereitwillig über Einreisemodalitäten in die EU auf. Fragen danach, vor wem eigentlich sie die Staatengemeinschaft schützen, blieben jedoch ungestellt. Die Festungsmauern im Mittelmeer und an der Außengrenze nach Osten waren kein Thema.

Der Festtag stand unter dem Motto *„Împreună suntem mai puternici!“* („Gemeinsam sind wir stärker!“). Dies lässt sich in vielerlei Weisen deuten, und nicht jede Interpretation ist dabei eindeutig positiv. Auch der größte Stand der Europameile löste ein durchaus widerstreitendes Urteil aus: Zwischen den vielen Ständen von Ländern und Institutionen waren Pavillon und Schirme des deutschen Supermarktkonzerns Kaufland nicht zu übersehen. Mit acht Filialen im Land, fünf davon in der Hauptstadt,



Über 80.000 Personen waren auf der *Adunarea Națională „Moldova Europeană“* (Nationalversammlung „Europäische Moldau“) am 21. Mai 2023 in Kischinau/Chișinău.
Foto: Valeriu Zaporozjan, Quelle: www.presedinte.md

hat sich die Kette einen festen Platz im moldauischen Einzelhandel gesichert und stellt eine massive Konkurrenz für lokale Anbieter dar. „Das Sein bestimmt das Be-



Die moldauische Präsidentin Maia Sandu (li.) und die Präsidentin des Europäischen Parlaments Roberta Metsola auf der Nationalversammlung „Europäische Moldau“ in Chişinău.
Quelle: www.presidente.md

wusstsein“ titelte Klaus Staeck 2002 satirisch über die Firma, die auch in Mittel- und Osteuropa die Einkaufslandschaft nicht nur zum Guten verändert und den Wertewandel mit befeuert hat. Konsum ist wohl eines jener Themen, die am stärksten mit (West-)Europa assoziiert werden. Qualität, Produktvielfalt, Hygiene und Kontrolle sind nur einige Vokabeln, die in diesem Zusammenhang immer wieder fallen und eben auch mit einem Lebensmittelsortiment in Verbindung gebracht werden, welches für viele Moldauerinnen und Moldauer gleichwohl unerschwinglich ist. Kein Wunder also, dass neben all den offiziellen diplomatischen Vertretungen auch dieser Stand als Botschafter europäischer Ideen und Produkte fungiert, deren Verheißung die Bevölkerung nach wie vor ins Ausland ziehen lässt. Trotz einer um Reformen bemühten Regierung und großer internationaler Unterstützung sowie dem Zustrom ukrainischer Geflüchteter ist die Republik Moldau nach wie vor primär ein Auswanderungsland, das somit an gleich mehreren Baustellen arbeitet, die nicht nur das Land selbst betreffen, sondern auch seine Anrainer und damit die EU. Im anhaltenden Ringen um Dominanz und Einfluss ist Europa zumindest im Hinblick auf den Konsum schon sehr nah und vertraut – gerade im Kontext solch oberflächlich unverfänglicher Events, die imstande sind, Brücken auch in die höher gelegenen, schwerer erreichbaren Ebenen aus Werten und Haltungen zu bauen.

Nachdem diese bunte Veranstaltung vorbei war, fiel die Stadt zunächst wieder in den Alltag zurück, blickte jedoch erwartungsvoll auf das darauffolgende Wochenende. Die Stimmung, die dann am Morgen des 21. Mai über der Innenstadt lag, war allerdings eine seltsame, weniger gelöste als noch am Wochenende zuvor. Alle wussten von dem Termin, doch schien er vielen nicht geheuer – zu groß wirkte das Bedenken, dass die Opposition mit größeren, potenziell gewalttätigen Gegenaktionen reagieren könnte.

Und dennoch – oder gerade deshalb: Aus nahezu dem ganzen Land waren Menschengruppen angereist, wie die Schilder mit den Namen der verschiedenen Rajons verriet: Soroca, Făleşti, Cahul und viele mehr aus dem ganzen Land, mit Ausnahme eines offiziellen Auftretens Transnistriens. Schließlich fanden sich über 80.000 Menschen an diesem ungewöhnlich heißen Maionntag in Chişinău ein – diejenigen, die wollten, bekamen Wasserflaschen und moldauische sowie EU-Fahnen ausgehändigt, viele jedoch hatten sich vorbereitet. Um die Mittagszeit war der weitläufige Platz brechend voll und ein Meer aus Plakaten und moldauischen, europäischen, aber auch ukrainischen und rumänischen Fahnen lag über der Menschenmenge: Losungen wie „*Aleg traiul european*“ („Ich wähle das europäische Leben“) und „*Europa este Moldova – Moldova este Europa*“ („Europa ist die Moldau – die Moldau ist Europa“) zeigten klar proeuropäische Positionen an. Die Präsenz von Transparenten mit Aufschriften wie „*Basarabia, pământ românesc*“ („Bessarabien, rumänischer Boden“) wies jedoch auch auf die revisionistische Idee einer (Wieder-)Vereinigung hin, die einige mit einer EU-Mitgliedschaft verknüpfen. Auch das Skandieren von Ausrufen wie „*Cu Dumnezeu spre Europa!*“ („Mit Gott nach Europa!“), oft einhergehend mit dem Schwenken von Ikonen, wirkte zumindest aus säkularer Sicht zu diesem Anlass irritierend, ist jedoch in einem stark orthodox geprägten Kontext kein seltenes Stilmittel.

Während viele eingängige Botschaften bereits aus dem breit gefächerten Publikum hervortraten, richtete sich die Versammlung insgesamt auf die Bühne aus: Maia Sandu hielt ihre Rede in sämtlichen im Land gesprochenen Sprachen (passagenweise sogar auf Gagausisch) und machte deutlich, dass „das moldauische Volk Herr im eigenen Haus“ sei und es auch bleiben solle. Hinter dieser Botschaft steckte eine klare Positionierung gegen die Provokationen vonseiten Russlands, die nach wie vor eine Bedrohung für den Staat und die angestrebte militärische Neutralität darstellen. Emotionale und dabei politisch hochaufgeladene Botschaften wie diese, die immer wieder auf traditionelle Werte, das Zuhause und die Heimat rekurrierten und damit den Spagat zwischen



Auch die ukrainische Flagge war in Chişinău auf der Nationalversammlung „Europäische Moldau“ zu sehen. Foto: Jana Stöxen

progressiven Positionen und wertkonservativen Haltungen schaffen, erklangen von der Rednerbühne mehrfach. Oft wurden sie durch Jubel, Applaus und Sprechchöre unterbrochen: EU-RO-PA – MOL-DO-VA – SAN-DU und auch MET-SO-LA für die Präsidentin des Europäischen Parlaments, die eigens zu diesem Anlass als Ehrengast nach Chişinău gereist war und den Anwesenden versicherte, dass die EU die Republik Moldau nicht allein lassen werde.



„Gemeinsam sind wir stärker!“ war das Motto der Nationalversammlung „Europäische Moldau“. Auf dem EU-Gipfel vom 14. Dezember 2023 hat der Europäische Rat in Brüssel beschlossen, Beitrittsverhandlungen mit der Republik Moldau und der Ukraine aufzunehmen. 26 EU-Staaten haben dieser Entscheidung zugestimmt, der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán verließ zur Abstimmung den Raum.
Foto: Jana Stöxen

Weitere Referierende schlugen in diese Kerbe: Der Komponist Eugen Doga, zu dessen Ehren in Chişinău bereits eine vor wenigen Jahren eröffnete Fußgängerzone den Namen *Strada Eugen Doga* trägt, betonte etwa, dass sich das Land mit dem Verlauf der Sonne bewegen müsse – für die Moldau ginge es folglich von Osten nun gen Westen. Tatiana Badan, Bürgermeisterin des süd-moldauischen Dorfes Selemet, hob mit Blick auf zahlreich präsente Diaspora hervor, dass man endlich wieder ganze Familien haben wolle, die zusammen an einem Tisch sitzen – und sich nicht nur übers Internet kennen und sich so allmählich voneinander entfremdeten. Zahlreiche Einladungen an diejenigen Moldauerinnen und Moldauer auf der ganzen Welt, endlich wieder *nach Hause* zu kommen, wurden ausgesprochen. Spätestens wenn die Republik Moldau zur EU gehörte, würde dies für viele besser möglich sein, so eine verbreitete Hoffnung - die allerdings auch schon an die Freizügigkeit über den Umweg des rumänischen Passes geknüpft worden und vielfach enttäuscht worden war.

Am Rande der Versammlung indes tanzten junge Menschen den Kreistanz *Hora*, ganze Familien waren gemeinsam vor Ort und es ging ein Brautpaar durch die Medien, das nach Abschluss der kirchlichen Trauung direkt zu dieser Veranstaltung gekommen war. Auch der *Wind of Change* klang musikalisch an, löste zwar weniger Rührung und Beteiligung aus als die Europa- und die Nationalhymne, wehte an diesem Tag aber durch

die Straßen von Chişinău – oder vielmehr durch das un-mittelbare Zentrum. Schon am anderen Ende des Boulevards, an der *Piaţa Centrală*, dem Zentralmarkt der Hauptstadt, war wenig mehr als ein seichtes Lüftchen übriggeblieben und der Alltag ging weiter – zumindest bis zum 1. Juni.

Dieser Tag sollte mit dem Gipfel der Europäischen Politischen Gemeinschaft auf *Castel Mimi*, einem neuzeitlichen Herrenhaus aus dem 19. Jahrhundert im Ra-ion Anenii Noi unweit der Grenze zur Ukraine, eine zentrale Etappe im Dialog der EU- und Nicht-EU-Staaten markieren. Mit der Republik Moldau und der Ukraine wurden 2023 Beitrittsverhandlungen zur EU eröffnet. Der Weg zur Mitgliedschaft indes ist noch weit, Themen wie Sicherheits- und Energiepolitik, aber auch Bildung und Infrastruktur sind mehr als nur nationale Herausforderungen. Vielen Menschen vor Ort wird dieses Gipfeltreffen auf *Castel Mimi* nur wegen der erhöhten Sicherheitsvorkehrungen in Erinnerung bleiben. Bereits im Nachgang des ersten Treffens in Prag hatte Radio Freies Europa „*Was Anything Really Achieved?*“, getitelt.

Womöglich sind diese Treffen in erster Linie wirklich zunächst Symbole. Jedoch ist es auch die kontinuierliche Kommunikation, vor allem angesichts einer Bedrohung vonseiten Russlands, die durch sie eingeleitet wird. Insbesondere für Länder wie die Moldau ist sie ein notwendiges Mittel, um im Geschehen präsent zu bleiben – gerade dann, wenn es als Gastgeberland auftritt. Inwiefern daraus politische Konsequenzen folgen, kann aber bisher schwerlich abschließend beantwortet werden.

Aktuell unterstützen 60 bis 70 Prozent der Menschen in der Republik Moldau einen proeuropäischen Kurs und somit im weitesten Sinne die politische Agenda der aktuellen Regierung. Zwischen der Europäisierung von unten, wie sie im Einkaufswagen, in durch Arbeitsmigration getrennten Familien und auf den Straßen Chişinăus sichtbar wird, bis hin zum europäischen Projekt von oben, versinnbildlicht in der räumlichen Abgeschiedenheit des Gipfeltreffens, sind zahlreiche Facetten des zukünftigen Verhältnisses der Moldau zur EU sichtbar. Aber auch Transnistrien oder das weitestgehend pro-russische Gagausien können in dieser Rechnung nicht außer Acht gelassen werden. Wohin der Kurs des gesamten Landes letztlich geht, ist kaum auszumachen. Den Rahmen zunächst bis 2030 zu setzen, war immerhin ein erster klarer Schritt auf einem noch weiten Weg, der einerseits von der Aufnahmebereitschaft der EU, gleichwohl aber ebenso von innenpolitischen Dynamiken im Lande selbst und nicht zuletzt auch von den regionalen Krisen und Kriegen, abhängt.

Jana Stöxen promoviert im Fach Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg zu transnationaler Migration zwischen der Republik Moldau und Deutschland. Im Rahmen dieses ethnografisch angelegten Projekts verbrachte sie zwischen März und Mai 2023 einen dreimonatigen Feldforschungsaufenthalt in der Moldau.

Eine Bestandsaufnahme

Der Persönlichkeitsschutz im Internet im europäischen, deutschen und rumänischen Recht

VON LAVINIA SAMMEL

In den letzten Jahren erfuhr das Internet einen Boom der technischen Entwicklung. Solche Änderungen beeinflussen auch die verschiedenen Facetten unserer Persönlichkeit und wie diese im Internet dargestellt werden. In den Ländern der Europäischen Union gibt es durch zahlreiche Gerichtsurteile und durch Gesetze oder Verordnungen verschiedene Schutzmaßnahmen für die Persönlichkeit im Internet.

Die Ubiquität des Internets ermöglicht heutzutage jedem Nutzer, unabhängig vom kulturellen, geographischen oder finanziellen Hintergrund, Zugang zu Informationen aus aller Welt und zwar einfach, schnell, immer, komfortabel und für wenig Geld. Aber diese Möglichkeit birgt auch einige Gefahren für die Nutzer, deren Familienmitglieder oder Kontakte.

Das Internet sollte ein Partner in Problemlösungsprozessen sein und nicht als Waffe gegen andere Internet-Nutzer verwendet werden. Beispiele für den negativen Umgang mit dem Internet sind Cybermobbing-Fälle, die leider oft zu Suizid der Betroffenen führen, aber auch andere Persönlichkeitsverletzungen, die bei Veröffentlichung von intimen Bildern eines vorherigen Partners nach der Trennung das Recht am eigenen Bild, den Ruf oder andere Rechte des Betroffenen berühren. *Hate Speech*, *Fake News* oder *Shitstorms* haben ebenfalls ein hohes Bedrohungspotenzial für die Persönlichkeitsrechte im Internet.

Heutzutage kann durch vielfältige Daten schnell ein Bild eines Nutzers entstehen, das ihn erheblich missrepräsentiert, ihm schadet oder ihn in eine falschen „Schublade“ zwingt. Deswegen sehen sich die Nutzer durch neue Begriffe, neue Anwendungen und technische Möglichkeiten mit bis dahin unbekanntem Konsequenzen im Bereich der Informationstechnologien und im Hinblick auf die verschiedenen Aspekte der Persönlichkeit konfrontiert.

Das allgemeine Persönlichkeitsrecht war schon zu Beginn der 1950-Jahre ein unbestimmter und schwer bestimmbarer Begriff. Der deutsche Jura-Professor Heinrich Hubmann hat jedoch versucht, das durch die Aufteilung in drei Teilelemente zu ändern: das Recht, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln, das Recht, die eigene Persönlichkeit zu bewahren und das Recht, die eigene Individualität zu schützen. Diese drei Elemente sind immer noch im Persönlichkeitsrecht enthalten. Das allgemeine Persönlichkeitsrecht wurde im deutschen Recht seit den Fünfzigerjahren durch eine Vielzahl von Urteilen des Bundesverfassungsgerichts und des Bundesgerichtshofs höchststrichterlich etabliert und entwickelt.

Ein Einblick in die Entstehung der Persönlichkeitsrechte beweist, wie schwer sich die Persönlichkeit und die Persönlichkeitsrechte erfassen lassen. Es gibt im Bereich des Persönlichkeitsrechts in Deutschland umfassendere

Urteile als in Rumänien, aber dafür gibt es im rumänischen *Cod Civil* mehr ausdrücklich verankerte Persönlichkeitsrechte als im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB).

Eine komplette Verhinderung der Persönlichkeitsverletzungen im Internet ist nicht realistisch, aber sowohl in Deutschland als auch in Rumänien gibt es Mittel, deren Auswirkungen zu minimieren. Für Betroffene bestehen in Deutschland und Rumänien je nach Art und Schwere der Verletzung des Persönlichkeitsrechts im Internet zivilrechtliche Ansprüche: Gegendarstellung und Beseitigung, Widerruf und Richtigstellung, Auskunft, Schadenersatz und Geldentschädigung.



Persönlichkeitsrechte – Illustration – im Internet (infografiker.com)
Lizenz: cc by-nc-nd/3.0/de/

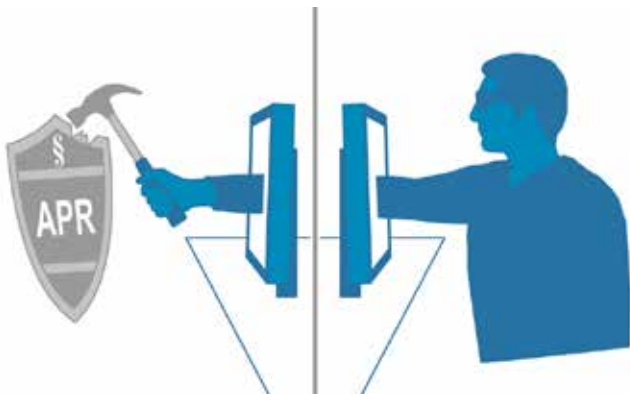
Internet in Rumänien - ein Paradox?

Rumänien war bis 2016 das Land mit der schnellsten Internetgeschwindigkeit Europas, obwohl das Internet hier später als in anderen Ländern eingeführt wurde. Die Hochgeschwindigkeitsdatenübertragung in Rumänien ist das Ergebnis einer hohen Qualität der Internetinfrastruktur. Der Ausbau der Kommunikationsnetze zu niedrigen Kosten und eine schnelle Expansion für Internetanbieter nach dem Ende der kommunistischen Zeit nach 1989 sind die Gründe hierfür. Hinzu kommen auch die großzügigen Rechtsvorschriften, die die oberirdische Verkabelung ermöglicht haben, aber auch sehr einfache Ausnahmeregelungen zu Vorschriften, die dem Schutz der Umwelt und der Sicherheit und Gesundheit der Bewohner dienen, und so zum Aufbau der modernen Internetinfrastruktur beigetragen haben.

Für Ausbau und Funktion der technischen Internetinfrastruktur werden sehr gute Spezialisten benötigt. Dadurch, dass der Stundenplan in der rumänischen Schule seit der kommunistischen Zeit immer noch viele Stunden zur Mathematik und Informatik enthält, gibt es viele junge Menschen, die entsprechend gefördert werden und

ihre technischen Interessen und Fähigkeiten entwickeln können.

Wegen der geringeren Kosten im Vergleich zu anderen EU-Ländern bezüglich der Mieten und der Gehälter, aber auch wegen der optimalen Internetinfrastruktur könnte Rumänien das nächste Silicon Valley werden, in dem sich die Server der Internetanbieter in einem europäischen Mitgliedstaat befinden würden. Damit könnten die Internetanbieter auch das Vertrauen der europäischen Kunden gewinnen oder behalten und den europäischen Datenschutzregelungen entsprechen. Das wäre eine gute europäische Alternative, die dem Problem vorbeugen würde, dass Konzerne, die Server außerhalb Europas haben, durch internationale Datentransfers den Schutz der Daten nach den europäischen Datenschutzanforderungen nicht einhalten können.



Persönlichkeitsrechte - Illustration (infografiker.com)
Lizenz: cc by-nc-nd/3.0/de/

In Bukarest wird auch das Europäische Kompetenzzentrum für Cybersicherheit seinen Sitz haben. Dieses Zentrum wird zusammen mit den EU-Mitgliedstaaten, der Industrie und der Gemeinschaft für Cybersicherheitstechnologie eine gemeinsame Agenda für die Entwicklung von Technologien und deren breite Anwendung in Bereichen von öffentlichem Interesse und in Unternehmen, insbesondere in klein- und mittelständischen Unternehmen (KMU), entwickeln und umsetzen. Dieses EU-Zentrum wird auch die Sichtbarkeit Rumäniens im Bereich Datenschutz und Cybersicherheit erhöhen. Dies erfordert unabdingbar, dass die rumänischen Unternehmen und Spezialisten sehr bewusst und verantwortungsvoll die europäischen und nationalen Regelungen in diesen Bereichen umsetzen.

Cod Civil: der Durchbruch der modernen Persönlichkeitsrechte in Rumänien

Im rumänischen Recht gibt es kaum Urteile der höchsten Instanz, *Înalta Curte de Casație și Justiție*, in Bezug auf die Persönlichkeitsrechte. In juristischen Zeitschriften, Kommentaren zu Gesetzbüchern oder anderen juristische Publikationen wurde das Thema jedoch ausgearbeitet. Nach dem Beitritt Rumäniens zur Europäischen Union am 1. Januar 2007 wurde auf die Notwendigkeit der Einführung neuer Gesetze, auch auf ein neues Zivilgesetzbuch *Cod Civil*, verwiesen. So wurden auch die

Persönlichkeitsrechte modernisiert, um die Veränderungen in der rumänischen und europäischen Gesellschaft abzubilden, worauf in der Begründung des *Cod Civil* hingewiesen wurde.

Die Regelungen des *Cod Civil* gelten seit dem 1. Oktober 2011. Obwohl Deutschland ein Vorbild in Europa oder sogar in der Welt für strenge Vorschriften und Urteile in Bezug auf den Schutz der Persönlichkeitsrechte sein könnte, wurde in der rumänischen Literatur diskutiert, dass der rumänische Gesetzgeber die kanadischen Regelungen aus der Region Quebec denen aus dem deutschen Recht vorgezogen hat. Auch das *Codice civile italiano*, das schweizerische Gesetzbuch und Schuldrecht sowie auch der französische *Code Civil* waren einige Inspirationsquellen für den rumänischen Gesetzgeber.

Das rumänische Zivilgesetzbuch *Cod Civil* zählt die Persönlichkeitsrechte auf: das Recht auf Leben, Gesundheit, körperliche und geistige Integrität, Respekt der Privatsphäre sowie das eigene Bild. Das Gesetz geht sogar weiter und spricht von anderen solchen Rechten, die vom Gesetz anerkannt werden. Im *Cod Civil* ist auch der Schutz der Person nach dem Tod vorgesehen. Da der Persönlichkeitsschutz ein sehr lebendiges Gebiet ist, könnte die Orientierung an Prinzipien, die dann in jedem Einzelfall von einem Richter detailliert werden, eine bessere Möglichkeit bieten, sodass die Persönlichkeitsrechte aktuell bleiben.

Die rumänischen Juristen Ungureanu und Jugastru haben eine zutreffende Definition der Persönlichkeitsrechte gegeben: die Rechte, die über bestimmte Aspekte und inhärente Merkmale des menschlichen Wesens tragen, die zu jedem Einzelnen gehören, durch die Tatsache, dass er Mensch ist.

Im Falle einer Beeinträchtigung der Persönlichkeitsrechte spielt der Richter in der Weiterentwicklung der Ausprägungen der Persönlichkeitsrechte sowohl in Deutschland als auch in Rumänien eine wichtige Rolle. Dennoch sollten Gerichtsverfahren nicht die einzigen Lösungen bei Persönlichkeitsverletzungen sein. In einem Land wie Rumänien sollten zur Verhinderung von langjährigen Gerichtsverfahren eher Alternativlösungen, wie Mediation oder Schlichtung, diesen vorgezogen werden. Diese können Zeit, Geld und viel Energie sparen, aber trotzdem zu einem effektiven Schutz der Persönlichkeitsrechte führen.

Der Schutz der Persönlichkeitsrechte in einem Staat spiegelt die sozialen, kulturellen, philosophischen und historischen Bedingungen, wie auch die moralischen Erwartungen wider. Das Rechtssystem in Deutschland soll verhindern, dass sich die Überwachungsverfahren und -techniken der Gestapo und Stasi wiederholen. In Rumänien hat die *Securitate* während der kommunistischen Zeit tiefe Spuren hinterlassen, weswegen im rumänischen Rechtssystem mehr Wert auf den Schutz der Persönlichkeitsrechte gelegt werden sollte. Als Orientierung könnte das deutsche Modell zur Gewährleistung der Entfaltung vielfältiger Facetten der Persönlichkeit dienen.

Europäische oder internationale Persönlichkeitsrechte?

Der Schutz der verschiedenen Aspekte der Persönlichkeitsrechte, wie die Privatsphäre, die Familie, die Wohnung, der Schriftverkehr, die Ehre und der Ruf, wird auch durch europäische und völkerrechtliche Regelungen gewährleistet. Die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) und die Charta der Grundrechte der Europäischen Union (GRCh) schützen die Menschenrechte auf der europäischen Ebene. Die GRCh sieht die Achtung des Privat- und Familienlebens, der Wohnung sowie der Kommunikation, den Schutz personenbezogener Daten, die Freiheit der Meinungsäußerung und die Informationsfreiheit vor. Die EMRK gewährleistet den Schutz des Rechts auf Achtung des Privat- und Familienlebens und die Freiheit der Meinungsäußerung.

Auch auf europäischer Ebene gab es mehrere Versuche, einheitliche Leitlinien zum Schutz der Persönlichkeitsrechte einzuführen. Mit Blick auf die Entwicklung des Internets wurde von mehreren Experten der ZEIT Stiftung vorgeschlagen und hervorgehoben, dass eine spezifische Charta für die digitalen Rechte notwendig ist. Das Projekt wurde 2016 dem Europäischen Parlament vorgestellt, aber der Versuch ist gescheitert.

Letztendlich bleibt der nationale Gesetzgeber verantwortlich für die Umsetzung und Gestaltung europäischer und internationaler Leitlinien. Gemäß den eigenen nationalen Maßstäben kann das Niveau angepasst oder angehoben werden, wie es in Rumänien der Fall sein könnte.

Die in den vergangenen Jahren viel diskutierte Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) ist eine von zahlreichen EU-Rechtsakten mit Bezug auf den Datenschutz als eine Facette der Persönlichkeitsrechte. Durch ständige technologische, ökonomische und soziale Entwicklungen werden auch EU-Rechtsakte durch die EU-Institutionen erneuert oder angepasst.

In Deutschland sind Persönlichkeits- und Datenschutz seit vielen Jahren etabliert. In Rumänien, wie auch in einigen anderen EU-Mitgliedstaaten, gab es vor den Diskussionen um die DSGVO keine reale Auseinandersetzung mit diesen Themen.



Der Oberste Gerichts- und Kassationshof (Înalta Curte de Casație și Justiție) ist das höchste Gericht der ordentlichen Gerichtsbarkeit Rumäniens. Es hat seinen Sitz in Bukarest. Foto: Joe Mabel / CC BY 3.0

In Rumänien wurde das Bewusstsein für die Persönlichkeitsrechte verstärkt und die rumänische Datenschutzbehörde (*Autoritatea Națională de Supraveghere a Prelucrării Datelor cu Caracter Personal*)



Die rumänische Datenschutzbehörde „*Autoritatea Națională de Supraveghere a Prelucrării Datelor cu Caracter Personal*“ (ANSPDCP) wurde am 12. Mai 2005 in Bukarest gegründet. Quelle: www.observatorulph.ro

veghere a Prelucrării Datelor cu Caracter Personal - ANSPDCP) verzeichnet in jedem Jahresbericht einen erneuten Anstieg an gemeldeten Beschwerden von Betroffenen sowie an für Datenschutzverletzungen verhängten Bußgeldern. Darüber hinaus spielen die Presse, NGOs und Datenschutzbeauftragte eine große Rolle beim Schutz der Persönlichkeitsrechte.

Dies sollte weiterhin von der rumänischen Datenschutzbehörde durch die Pflege der Zusammenarbeit, durch Dialog, durch angeordnete Maßnahmen zur wirksamen Risikominimierung und durch Rechtsbehelfe gefördert werden, damit Rumänien als vertrauenswürdiger und sicherer wirtschaftlicher und politischer Partner angesehen wird.

In Rumänien gibt es zahlreiche Kritikpunkte, die die Persönlichkeitsrechte hemmen: angefangen beim Reformbedarf des Justizsystems hin zu einem stabilen Rechtssystem im Digitalbereich und zur Notwendigkeit, diese Regelungen dringend tatkräftig umzusetzen. Die Rechtsunsicherheit hindert Rumänien daran, im Bereich der Digitalisierung und des effektiven Schutzes der Persönlichkeitsrechte eine stärkere Rolle auf der Bühne der führenden EU-Mitgliedstaaten zu spielen. Rumänien hat aber das technische und menschliche Potenzial, um ein wichtiger Knotenpunkt in der Entwicklung der Digitalisierung in der EU zu werden.

Dr. D. Lavinia Sammel, LL.M. studierte Rechtswissenschaften an der Universität Craiova. Anschließend absolvierte sie an der Universität des Saarlands ein Masterstudium im deutschen und europäischen Recht sowie ein Masterstudium in Menschenrechten an der Universität Craiova. An der Universität des Saarlands wurde sie promoviert mit der Arbeit „Der Persönlichkeitsschutz im Internet im europäischen, deutschen und rumänischen Recht – Bestandsaufnahme, Kritik und Zukunftsperspektiven in rechtsvergleichender Sicht“ (Peter Lang Verlag, Berlin u.a. 2023).

Historische Holzhäusermodelle der Bukowina in rumänischen Museen

VON KATHARINA HABERKORN UND CHRISTINA EIDEN

Das Bukowina-Institut in Augsburg organisierte mit seinen Partnern eine Ausstellungsreise von Modellhäusern durch Rumänien. Die Modellhäuser zeigen architektur- und kulturgeschichtliche Besonderheiten des Buchenlandes.

Das Bukowina-Institut in Augsburg beherbergt seit Mitte der 1980er-Jahre eine besondere Sammlung an historischen Modellhäusern von besonderen Gebäuden der Region. Mit handwerklicher Präzision fertigte der in Schlesien geborene Holzkünstler und Tischlermeister Johann Timko (1928-1999) aus dem schwäbischen Wemding die Häuser im Auftrag des Bukowina-Instituts an. Seit den 1990er-Jahren waren die Häuser in verschiedenen Ausstellungen, bei Veranstaltungen und in den Räumen des Bukowina-Instituts in Augsburg zu sehen. Der letzte große Auftritt war während der „Augsburger Frühjahrsausstellung“ (afa) im Frühjahr 2016, seitdem standen die Modellhäuser im Lager.

Die ausgestellten Objekte zeigten das einstige Schwefelbad von Jakobeny/Iacobeni, Bauerngehöfte, einen Getreidespeicher sowie auch die innen voll ausgestaltete katholische Holzkirche von Luisenthal/Fundu Moldovei. Das einstige königliche Jagdschloss im Putna-Tal zeugt ebenfalls von der Blüte der Handwerkskunst der Region.

Von einigen dieser Gebäuden existieren heute nur noch die Modelle, welche sehr detailliert gearbeitet wurden und auch Möbel- und Gebäudenutzung darstellen. Die 1838 errichtete römisch-katholische Kirche in Luisenthal existiert noch, wird aber nicht mehr als Gotteshaus genutzt. Eine Nachnutzung als Kulturzentrum wird diskutiert.

Im Jahr 2021 reisten die Modellhäuser erstmals in ihrer Geschichte in die Bukowina und absolvierten eine gut zwei Jahre dauernde Reise durch verschiedene rumänische Museen. Die Ausstellungsreise begann im Holzkunstmuseum (*Muzeul Arta Lemnului*) in Kimpolung/Câmpulung-Moldovenesc. Zum Jahreswechsel 2021/22 wurden die Häuser nach Suczawa/Suceava in das Hauptgebäude der Stefan-der-Große-Universität gebracht, wo sie bis März 2022 ausgestellt waren. Studierende und Gäste der Universität sahen mit Freude die Modelle und bestaunten die Handwerkskunst der Bukowina, welche anhand dieser Modelle für alle greifbar wurde.

Aufgrund der Kriegssituation in der Ukraine konnte die ursprünglich geplante Weiterreise der Ausstellungsstücke in die Nordbukowina nicht durchgeführt werden. Es wurde schnell Ersatz gefunden und die Modellhäuser fanden ein temporäres Obdach in den Räumen des Ethnografischen Museums Klausenburg/Cluj-Napoca in einer Galerie des Redută-Gebäudekomplexes (*Palatul Redută*). Anschließend wurden die Modellhäuser

im nordsiebenbürgischen *Muzeul Grăniceresc Năsăudean* in Nussdorf/Năsăud gezeigt, bevor die Reise in das Banat im Südwesten Rumäniens ging. Bis zuletzt standen die Häuser im Dorfmuseum von Temeswar/Timișoara und leisteten somit einen kleinen Beitrag zur Programmvierfalt in der Banater Metropole, die 2023 Europäische Kulturhauptstadt war. Zum Jahresende 2023 wurden die Häuser wieder nach Augsburg gebracht.

Die Beteiligten der Realisierung der Museumstour durch Rumänien, neben dem Bukowina-Institut in Augsburg, der Bezirk Schwaben und der Kreisrat Suczawa, zeigen sich zufrieden mit dem Ablauf der Reise und den Gesprächen vor Ort. Wichtig ist, dass ein Stück

Kulturgeschichte der Bukowina und der Zipser Handwerkskunst auf diesem Weg einem größeren und meist auch jüngeren Publikum zugänglich gemacht werden konnte.

Dr. Katharina Haberkorn koordiniert für den Bezirk Schwaben die Regionalpartnerschaft mit der Bukowina, dem Kreis Suczawa/Suceava in Rumänien und dem Gebiet Czernowitz/Černivci in der Ukraine. Seit über 25 Jahren bestehen Verbindungen auf politischer Ebene, die durch regelmäßige Besuche und gemeinsame Projekte, unter anderem im Kulturbereich, gefestigt werden. – Christina Eiden ist Kuratorin des Bukowina-Instituts an der Universität Augsburg. Sie konzipiert Ausstellungen und koordiniert Bildungsprojekte sowie Veranstaltungen des Instituts.



Das Modell der römisch-katholischen Kirche von Luisenthal/Fundu Moldovei auf dem Ausstellungsplakat des Ethnografischen Museums Klausenburg/Cluj-Napoca.

Zum Leben und Werk des heimatlosen Philosophen Ernő Gáll

Ungar – Kommunist – Jude?

VON FRANZ SZ. HORVÁTH

Linke Denktraditionen werden in der rumänischen und rumänienungarischen Öffentlichkeit derzeit weitgehend ignoriert. Dieser Beitrag möchte an einen vergessenen Denker, den ungarisch-jüdischen Philosophen und Soziologen Ernő Gáll erinnern.

Ernő Gáll wurde am 4. April 1917 in Großwardein (rum. Oradea, ung. Nagyvárad) geboren. Er entstammte einer vermögenden ungarisch-jüdischen Familie. Seine Großeltern führten ihn in die jüdische Religion ein, er lernte Hebräisch und feierte 1930 seine Bar Mitzwa. Inmitten der Weltwirtschaftskrise, die auch in Rumänien zu großer Arbeitslosigkeit führte, erfolgte 1931 seine Hinwendung zum Kommunismus. Sie bedeutete den Abschied vom Judentum und den Abbruch der Beziehungen zur jüdischen Gemeinde. Nach seinem

1934 (auf Rumänisch) abgelegten Abitur studierte Gáll in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) Jura. Er war Mitglied in der illegalen kommunistischen Jugendorganisation und vervielfältigte in seiner Wohnung deren Flugblätter. In diesen Jahren entstand ein Netzwerk aus jüdischen, ungarischen und rumänischen Kommunisten, von dem er später mehrfach profitieren sollte. Seinen Aussagen nach befand er sich Mitte der 1930er-Jahre im Zustand eines anationalen, kommunistischen Internationalismus, von dem er sich die Lösung aller nationalen Probleme erhoffte. Nach dem Jurastudium studierte er Philosophie. Unter dem Einfluss Edgár Baloghs (1906-1996), eines ungarischen Kommunisten, befreite sich Gáll von seinem kommunistischen Internationalismus und entwickelte eine Empfänglichkeit für ethnische Belan-

ge. Balogh verschaffte ihm auch die Möglichkeit, in der Zeitschrift „Korunk“ („Unser Zeitalter“) zu publizieren. Sie war in der Zwischenkriegszeit das auflagen- und reichweitenstärkste kommunistische Organ im ungarischen Sprachraum, in dem Personen wie Geörg Lukács publizierten.

Am 30. August 1940 erhielt Ungarn Nordsiebenbürgen von Rumänien zurück. Nach der Errichtung der ungarischen Verwaltung begann eine Zeit der Juden- und Kommunistenverfolgung. Gáll konnte zwar 1941 sein Philosophiestudium noch beenden, doch tauchte er danach unter, um dem Schicksal seiner Genossen zu entgehen, die verhaftet und ermordet wurden. Dem Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst, den die ungarische Regierung für jüdische Männer eingeführt hatte, folgte

er dennoch, um seinen Eltern Probleme zu ersparen. Über zwei Jahre lang arbeitete er auf Baustellen, im Straßenbau usw. Im Dezember 1944 transportierte man ihn nach Buchenwald. Im Außenlager Berga-Elster arbeitete er für die Firma Siemens. Durch Mangelernährung und die harte körperliche Arbeit wurde sein Körper so geschwächt, dass er im März 1945 mehr tot als lebendig wieder nach Buchenwald verlegt wurde. Dort kam ihm die internationale kommunistische Solidarität zugute: Nachdem er von einem Klausenburger Genossen erkannt wurde, gliederte man ihn ins kommunistische Netzwerk des Lagers ein. Ein rumänischer Kommunist (Petru Mureşan) half, ihn zu heilen, er erhielt mehr Nahrung und knüpfte Kontakte zum kommunistischen Widerstand. Nach der Befreiung des Lagers kehrte er nach Rumänien zurück.

Rumänien war 1945 von sowjetischen Truppen besetzt, so dass die Möglichkeit der Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft offensichtlich war. Gáll arbeitete ab August 1945 in Klausenburg für eine ungarische kommunistische Tageszeitung. 1949 wechselte er an die Universität und wurde Dozent für Marxismus-Leninismus. Er unterwarf sich der offiziellen Doktrin, beurteilte alles aus dem Blickwinkel der Sowjetuni-

on, ging von der Agonie der als das Böse identifizierten kapitalistischen Welt aus und verfasste lobhudelnde Artikel auf Stalin, Scharanow und allgemein die sowjetische Wissenschaft. Er attackierte mehrfach bekannte bürgerliche Wissenschaftler der ungarischen Universität und stellte sie an den Pranger, da sie sich die marxistische Weltanschauung (noch) nicht vollständig zu eigen gemacht hätten. Er griff ungarische Intellektuelle und Institutionen als faschistisch an und warf ihnen vor, in der Zwischenkriegszeit die Politik nicht vom Klassenstandpunkt her beurteilt zu haben. Damit trug er dazu bei, dass die von ihm angegriffenen Minderheiteninstitutionen von den rumänischen Behörden geschlossen wurden. Jahrzehnte später sprach er selbst davon, dass ihn eine „ethnische Neutralität“ ergriffen hätte und



*Ernő Gáll als Abiturient, 1934.
Quelle: Éva Gáll, Gyula Dávid (Hg.): Ernő Gáll, Levelek (1949-2000). Kolozsvár, Budapest 2009, CD-Beilage*

er dennoch, um seinen Eltern Probleme zu ersparen. Über zwei Jahre lang arbeitete er auf Baustellen, im Straßenbau usw. Im Dezember 1944 transportierte man ihn nach Buchenwald. Im Außenlager Berga-Elster arbeitete er für die Firma Siemens. Durch Mangelernährung und die harte körperliche Arbeit wurde sein Körper so geschwächt, dass er im März 1945 mehr tot als lebendig wieder nach Buchenwald verlegt wurde. Dort kam ihm die internationale kommunistische Solidarität zugute: Nachdem er von einem Klausenburger Genossen erkannt wurde, gliederte man ihn ins kommunistische Netzwerk des Lagers ein. Ein rumänischer Kommunist (Petru Mureşan) half, ihn zu heilen, er erhielt mehr Nahrung und knüpfte Kontakte zum kommunistischen Widerstand. Nach der Befreiung des Lagers kehrte er nach Rumänien zurück.

er zum blinden Handlanger einer Ideologie geworden sei. Selbst die 1949 erfolgte Verhaftung seines alten Freundes Balogh (und einer Reihe weiterer Genossen) und den ihnen gemachten Schauprozess nahm er hin, da er davon überzeugt war, die Partei habe (immer) recht. Sein Judentum spielte in dieser Lebensphase keinerlei Rolle: Selbst in den (wenigen) Artikeln, die er über die Lager geschrieben hat, kam jüdisches Leid kaum vor. Im Zentrum stand stets die Verfolgung der Kommunisten, deren heldenhafter Widerstand und der Kampf der Sowjetunion für die Befreiung der Völker.

Gálls Desillusionierung begann nach 1954 und ist auf die Freilassung seiner Freunde und ihre Berichte sowie auf den 1954 erfolgten Tod seines Mentors, eines marxistischen Literaturtheoretikers, zurückzuführen, der den Spätfolgen einer stalinistischen Hetzjagd erlag. Auch die Geheimrede Nikita Chruschtschows (1956) wurde in den Kreisen der ungarischen Minderheit diskutiert, doch verfolgte man auch die Gärungsprozesse im Nachbarland Ungarn mit Aufmerksamkeit. Während die rumänischen Behörden die Minderheit angesichts des ungarischen Aufstandes beruhigen wollten, bestand Gáll als Prorektor der Universität darauf, den Aufstand als eine Reaktion auf den ungarischen Stalinismus zu erklären. Gleichzeitig wirkte er beruhigend auf seine Studenten ein, damit diese den Behörden keinen Vorwand zu Repressalien böten. Nach dem Aufstand wurde er von seinem Rektorenposten entbunden und musste Selbstkritik üben. Anfang 1957 erhielt er jedoch das Amt des Chefredakteurs der wieder ins Leben gerufenen Monatsschrift „Korunk“, die er bis zu seiner Pensionierung 1984 herausgab.

Auch wenn nach 1956 die marxistische Begrifflichkeit weiterhin Gálls Denken bestimmte, sind bereits seit Anfang der 1960er-Jahre in seinen Artikeln erste Zeichen einer geistigen Öffnung unverkennbar. Er rezipierte eine Reihe von Denkern, die er ein Jahrzehnt zuvor als bürgerlich und als Handlanger des Kapitalismus verdammt hätte (Sartre, Kierkegaard). Er betonte die Notwendigkeit des Dialogs, begrüßte reformmarxistische Strömungen (Ernst Fischer) und setzte sich zunehmend für unorthodoxe Positionen innerhalb des Marxismus ein. Durch ein DAAD-Stipendium verbrachte er 1967 einen Monat in Westdeutschland und lernte Personen wie Ralf Dahrendorf in Konstanz oder sogar Ernst Bloch kennen. Die vielen Gespräche, die er in Universitätsstädten (Konstanz, Heidelberg, Frankfurt u.a.) mit Soziologen und Philosophen führte, und der Besuch von Universitätsveranstaltungen am Vorabend der

1968er Bewegung zeigten ihm eine lebendige demokratische Gesprächskultur. Die Realität des westdeutschen Alltags und der Arbeitswelt verdeutlichten ihm, dass sich die westliche Welt in keiner Agonie befindet. Die Arbeiter wurden keineswegs unendlich ausgebeutet, sie konnten vielmehr an den technischen Errungenschaften ihrer Gesellschaft teilhaben. Im Gegensatz dazu erlebte die Gesellschaft Rumäniens bereits Ende der 1950er-Jahre eine weitere Terrorwelle als verspätete Reaktion auf den Aufstand in Ungarn, wobei die ungarische Minderheit im Fokus der Verfolgungen und Todesurteile stand. Nicolae Ceaușescu, seit 1965 der neue Mann an der Parteispitze, kopierte 1971 Maos „kulturelle Revolution“, was die Einführung einer Reihe von Restriktionen, Verboten und Gängelungen bedeutete. Die ungarische Minderheit war von diesen Maßnahmen besonders betroffen, denn unter den Verboten litten ihre Kultur und ihre Kontakte zu Ungarn. Gálls Abschied von seinen dogmatischen Ansichten war somit auf die geistigen Einflüsse westlicher Denker, die Realität des westlichen Alltags sowie die rumänische Diktatur zurückzuführen.

Die Befreiung von der marxistischen Begrifflichkeit ermöglichte Gáll, der an der Universität nunmehr Ethik unterrichtete, die Entwicklung eigener Ansichten und einer eigenen Terminologie. Ins Zentrum seines Denkens rückten Begriffe wie „Würde“, „Verantwortung“, „Selbsterkenntnis“, „Verpflichtung“ und „Hoffnung“. Bereits 1974 verfasste er nach einem Besuch in der Gedenkstätte Buchenwald einen viel beachteten Aufsatz, die „Ettersberger Grübeleien“. Darin fragte er, welche Ethik nach den Gräueln des Holocaust zu formulieren sei, und setzte dem von den Konzentrationslagern angestrebten entfremdeten, gesichts- und würdelosen Massenmenschen einen Menschentyp entgegen, der allen widrigen Umständen seiner Zeit trotz und auf die Bewahrung seiner Würde besteht. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre entwickelte er den Ausdruck „die Würde der Eigenart“. Damit reagierte er darauf, dass ein selbstbestimmtes Leben und die Bewahrung der ungarischen Kultur und Traditionen im sozialistischen Rumänien immer schwieriger wurden. Dabei komme der Pflege der eigenen Identität ein natur- und menschenrechtlicher Status zu, so Gáll: Jedes Individuum und daher auch jede Kollektivität besitze per se das Recht, ihre Eigenarten zu bewahren. Die Würde des Menschen und die Würde der Eigenarten seien voneinander untrennbar und um die je einzelne Würde bewahren zu können, müsse man das Recht haben, alle



Ernő Gáll auf dem Roten Platz in Moskau, 1967. Quelle: Éva Gáll, Gyula Dávid 2009

dazu gehörenden Eigenarten (Sprache, Bräuche, Traditionen, Lebensarten usw.) pflegen zu dürfen. Mit seinem Ausdruck gab Gáll der ungarischen Minderheit eine theoretische Stütze an die Hand, die die Selbstbehauptung und den moralischen Halt der Gemeinschaft stärken sollte.

Nach dem Krieg glaubte Gáll ernsthaft daran, das sozialistische System würde ethnische Differenzen einleiten. Er publizierte mindestens genauso viel auf Rumänisch wie auf Ungarisch, wechselte jahrzehntelang Briefe mit rumänischen Intellektuellen (Miron Constantinescu, Francisc Păcurariu usw.). Die offiziellen Parteistellen erkannten seine Leistungen an und er bekam mehrere Ehrungen (u.a. 1974 Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Rumänischen Akademie, 1975 Auszeichnung des Rumänischen Schriftstellerverbandes). Anlässlich seines 70. Geburtstages gratulierten ihm mehrere rumänische Periodika („Contemporanul“, „România Literară“ und „Tribuna“). Gáll selbst machte die ungarische Minderheit in Artikeln und Rezensionen auf Neuerscheinungen rumänischer Denker (Gabriel Liiceanu, Andrei Marga, Ion Rebeu) aufmerksam.

Gálls Biographie fasziniert wegen der Vielfalt seiner Identitäten. Nach dem Abschied vom Judentum verschrieb er sich dem kommunistischen Internationalismus. Die ungarischen Behörden machten aus ihm 1940 erneut einen Juden. Sein Einsatz für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft hatte nach 1945 fast religiöse Züge angenommen. Ethnische oder religiöse Belange interessierten ihn in seiner stalinistischen Phase jedoch nicht. Etliche Ungarn nahmen ihn dennoch als einen Juden wahr, der als Parteifunktionär gegen ungarische Institutionen agitiert. Während Gáll auf diese Weise (antisemitisch) ausgegrenzt wurde, wurde sein Denken weiterhin von einer ethnischen Gleichgültigkeit beherrscht. Ein Wandel stellte sich erst seit den 1970er-Jahren ein. Dabei stand er als Chefredakteur im Kreuzfeuer seiner Bekannten: Während ihm seine ehemaligen jüdischen Mitschüler eine zu große Nähe zu den Ungarn, sogar die Publikation von antisemitischen Artikeln durch Kollegen sowie die Verdrängung jüdischen Leids im Essay „Etersberger Grubeleien“ vorwarfen, meinte sein alter Freund Balogh, der sein Stellvertreter in der „Korunk“-Redaktion war, er habe die Zeitschrift vor Gálls Kosmopolitismus, Modernismus und Westlertum bewahren müssen. Dabei setzte sich Gáll durch seine Arbeit als Chefredakteur von einer der sehr wenigen ungarischen Periodika für den Bestand und die Modernisierung des

ungarischen Kulturlebens ein. In den 1970er-Jahren gelangte er aber zu der (Selbst-)Erkenntnis, eine „Person am Rande“ mehrerer Kulturen zu sein. Schließlich galt er in den Augen des rumänischen Geheimdienstes wegen seines Engagements als Chefredakteur als „ungarischer Nationalist“: Er wurde abgehört und beschattet. Doch selbst in den finstersten Zeiten der Ceaușescu-Diktatur gab Gáll sein Bemühen nicht auf, in rumänischen Organen ungarische und mitteleuropäische Denker bekannt zu machen, um so den nationalistischen Abgrenzungen entgegenzuwirken. Allerdings verlagerte sich der Schwerpunkt seiner Veröffentlichungen in den 1980er-Jahren auf ungarischsprachige Publikationen in Rumänien und Ungarn.

Um 1980 begann eine weitere Entwicklung in Gálls Denken, die als vorsichtige Rückkehr zu seinen jüdischen Wurzeln zu nennen ist. Er äußerte sich nicht nur öffentlich mehrfach zu seiner Herkunft, sondern setzte sich vor allem in seinen Tagebucheinträgen und in Briefen mit ihr auseinander. Seine wachsende Sympathie für „jüdische“ Probleme machte er aber im zunehmend nationalistischen Klima der 1980er- und 1990er-Jahre nicht öffentlich. Sie erreichte 1991 einen Höhepunkt, als er im Sommer Israel besuchte und die Errungenschaften des Landes bewundern durfte. Zum Glauben seiner Vorfahren fand er nicht mehr zurück. Seine intellektuelle Verantwortung als Überlebender des Holocaust, als Jude und als ungarischer Intellektueller erblickte er

darin, gegen die neofaschistischen Tendenzen in Rumänien und in Ungarn seine Stimme zu erheben. Er publizierte weiterhin über die Bedeutung des Nachdenkens über den Holocaust. Kritisch setzte er sich zugleich mit der eigenen stalinistischen Phase auseinander und fragte sich mehrfach, wie(so) er (und seine Generation) so dogmatisch und so blind gegenüber den Ungerechtigkeiten sein konnten. In seinen letzten Lebensjahren blieb er sozialdemokratischem Gedankengut verpflichtet. Ernő Gáll starb am 17. Mai 2000 in Klausenburg.

Dr. Franz Sz. Horváth studierte Geschichte und Philosophie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Promotion ebenda 2006 mit einer Arbeit über die Wahrnehmung des Nationalsozialismus durch die ungarische Minderheit Rumäniens in den 1930er-Jahren, anschließend PostDok in Southampton. Seit 2010 ist er im Schuldienst tätig. Im Wiesbadener Harrasowitz Verlag erschien 2023 seine Monographie „Kommunist – Jude – Ungar? Leben und Werk des heimatlosen Philosophen Ernő Gáll“.



*Ernő Gáll (1917-2000) im Jahr 1972.
Quelle: Éva Gáll, Gyula Dávid 2009*

Österreichische Kriegsgefangene in der sowjetischen Moldau 1944-1948

VON STEFAN KARNER

Rund 220.000 bis 230.000 Österreicher, vor allem Kriegsgefangene, wurden zwischen 1941 und 1956 von sowjetischen Organen und der Roten Armee festgehalten. An die 135.000 wurden in Lagern der sowjetischen Hauptverwaltung für Kriegsgefangene und Internierte NKVD (GUPVI) registriert, rund 70.000 verstarben bereits vor ihrer Registrierung und sind namentlich nicht erfassbar. Ein kleiner Teil der Kriegsgefangenen wurde wegen ihnen angelasteter Verbrechen verurteilt und in Gefängnisse und GULAG-Lager überstellt.

Die Repatriierungen der Österreicher erfolgten in zwei großen Etappen: 1945/46, meist noch aus den Front- und ersten Aufnahmelagern, sowie 1947/48 in großen Transporten, die vom österreichischen Innenministerium organisiert wurden. Rechtskräftig verurteilte Kriegsgefangene kamen viel später frei, einige Hundert erst nach Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrages 1955. Der letzte österreichische „Kriegsgefangene“, Franz Steeg aus Pamhagen im Burgenland, konnte erst 2002 repatriert werden. Er hatte in Belarus bereits eine neue Familie gegründet.



Adolf Hitler und Josef Stalin auf einer zeitgenössischen Karikatur von Clifford Berryman in „The Washington Post“ nach der Unterzeichnung des Molotov-Ribbentrop-Paktes in Moskau 1939. Quelle: <https://www.loc.gov/item/2016679213/>

Von den registrierten Österreichern befanden sich 1.127 in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (MSSR). Ihre Personalakten lagern im Russischen Staatlichen Kriegsarchiv (RGVA) in Moskau und sind in einer elektronischen Datenbank am Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung zur Auskunftserteilung an Angehörige und zur wissenschaftlichen Forschung gespeichert. Ähnliche umfangreiche Datensätze wurden Anfang der 1990er-Jahre auch für die Kriegsgefangenen aus Italien, Frankreich und Luxemburg sowie für

die rechtskräftig verurteilten deutschen Kriegsgefangenen angelegt.

Der Archipel GUPVI des NKVD reichte von der Moldau und der polnischen Grenze bis nach Ostsibirien. Im Oktober 1944 organisierte die GUPVI erstmals 18 Kriegsgefangenenlager außerhalb ihres vormaligen Territoriums, darunter auch in der Moldau. In den letzten Monaten des Krieges, nach ihrem Vormarsch auf österreichisches und deutsches Gebiet, machte die Rote Armee die höchste Zahl an Kriegsgefangenen. Zum Zeitpunkt der Kapitulation waren es rund 1,3 Millionen, die auf insgesamt 267 Lager mit rund 3.200 stationären Teillagern und Lagerpunkten mit laufend wechselnden Arbeitsstellen verteilt wurden. In diese Phase fällt auch die Errichtung des großen moldauischen Lagers 198 mit der Zentrale in Chişinău.

Die einzelnen Lager und dazugehörigen Teillager wurden so angelegt, dass man die Kriegsgefangenen „optimal“ und ohne Transportverluste in der Industrie, auf den verschiedensten Baustellen, im Wald, im Weinanbau, in der Landwirtschaft und in anderen Zweigen der Wirtschaft einsetzen konnte.

Nahezu jedes Lager verfügte daher über einen Bahnanschluss. War ein Bauvorhaben beendet oder die Aufträge und Verträge, die von der Lagerverwaltung mit einzelnen Unternehmen abgeschlossen worden waren, erfüllt, konnte das Teillager kurzfristig verlegt, mit anderen Lagern zusammengefasst oder überhaupt geschlossen werden.

Die rund 1.000 österreichischen Kriegsgefangenen arbeiteten etwa Ende August 1946 täglich an nahezu allen größeren Baustellen in der Moldau und stellten rund 10 Prozent der zur Arbeit eingesetzten Kriegsgefangenen. Ab 1947 erhöhte sich der Anteil der Österreicher aufgrund der Repatriierung von Ungarn und Rumänen auf etwa 35 Prozent. Dabei leisteten sie bis 1948 an die 400.000 Manntage und erwirtschafteten eine Bruttosumme von einer knappen halben Million Rubel für die moldauische Nachkriegswirtschaft. Die Arbeitsnormen waren meist niedrig ausgehandelt, um auch den Lagerkapos Prämien und Aufstiegschancen zu ermöglichen. Bei Erfüllung wurden den Gefangenen Sondervergütungen, teils auch in Geld, ausbezahlt.

Die GUPVI-Lager und das Sonderspital in der Moldau 1944-1948

Die GUPVI-Lager in der Moldauischen SSR wurden erst sehr spät, nämlich 1944/45, errichtet, was mit den politischen Veränderungen und Grenzverschiebungen infolge des Molotov-Ribbentrop-Pakts 1939 und der späteren militärischen Entwicklung zusammenhing. Nach dem

Frontwechsel Rumäniens beziehungsweise mit der Einnahme des Gebiets und der Wiederherstellung der MSSR 1944 entstand eine neue Situation. Diese hatte vor allem für die autochthone moldauische Bevölkerung gravierende Folgen. Mit dem Beschluss des Politbüros der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) vom 6. April 1949 wurden im Juli 1949 binnen zwei Tagen



Teillager 2 in Kischinau (rum. Chişinău, russ. Kişinev), ul. Gogolja 16 (aktueller Straßennamenname: str. Mitropolit Gavriil Bănulescu-Bodoni). Quelle: Stefan Karner, Die österreichischen Kriegsgefangenen in der Moldau 1945-1955. Graz – Wien 2022, S. 119 (Die Aufnahmen stammen aus dem Jahr 2021).

40.850 Moldauer (11.280 Familien) wegen ihrer Gegnerschaft zum Kommunismus in Viehwaggons in das Innere der Sowjetunion deportiert und ihr Besitz größtenteils enteignet. Es folgte eine Russifizierung und Sowjetisierung des wirtschaftlich armen Landes.

1944 wurden alle Kriegsgefangenenlager in der Moldau umorganisiert und in die zentrale Lagerverwaltung 198 in Chişinău integriert. Die Umorganisation betraf im Spätherbst 1944 das schon bestehende Lager 198 in Abaclia/Abaklia (im Süden des Landes) mit rund 3.000 Kriegsgefangenen, die etwa ebenso großen Lager 103 in Bălţi/Bel'cy und Orhei/Orgeev, die Lager 104 im transnistrischen Bender und Tiraspol, die ebenfalls auf dem Gelände ehemaliger Sammelpunkte entstanden waren, und schließlich auch das Lager 33 (Poltava) mit seinen Teillagern beziehungsweise Sammelpunkten (SPV) in Rîbniţa/Rybnica und in Bălţi/Bel'cy.

Demnach wurde am 24. Oktober 1944 im Stadtgebiet von Bălţi/Bel'cy das GUPVI-Lager 103 eingerichtet. Es hatte vier Teillager: in Orhei/Orgeev (3.000 Mann), in Bălţi/Bel'cy, in Ungheni/Ungeny (500 Mann) und ein weiteres in Bălţi/Bel'cy (400 Mann). Wegen enormer Todesziffern wurde das Lager 103 aufgelöst und die restlichen Kriegsgefangenen in die Lagerverwaltung 198 überstellt. In dem einen Jahr seines Bestehens vom 24.10.1944 bis zum 22.10.1945 waren zwei Drittel der Insassen, 2.483 Kriegsgefangene, verstorben. Sie wurden in 64 Massen- und vier Einzelgräbern bestattet. Die schwer Erkrankten gab man in das „Sonderspital“ Nr. 3376, wo die meisten von ihnen ebenfalls verstarben. Auch das „Sonderspital“ in Bălţi/Bel'cy wurde für Österreicher zur letzten Station, wie etwa für Georg Oberbacher, der am 4. September 1946 an selbigem Ort im Massengrab Nr. 6 des Quadrates 7 beisetzt wurde. Zeitgleich mit Bălţi/Bel'cy wurde auch das Teillager 1 des Lagers 104 in Tiraspol, in dem ähnlich katastrophale

Zustände herrschten, am 22. Oktober 1945 aufgelöst und in das Lager 198 integriert.

Beispielhaft auch für die beiden anderen Lager soll im Folgenden kurz auf die Geschichte und Entwicklung des Lagers 198 eingegangen werden. Die umstrukturierte, neue Lagerverwaltung 198 in der Munčeskaja ul. 6 (heute Şoseaua Munceşti) in Chişinău entstand auf Befehl des NKVD vom 14. Mai 1945, nachdem man die kurzzeitigen Lager 103 in Bălţi und 104 in Bender, Orhei/Orgeev und Tiraspol sowie den zum ukrainischen Lager 33 gehörenden Sammelpunkt in Rîbniţa/Rybnica aufgelöst beziehungsweise umorganisiert und die dort untergebrachten Kriegsgefangenen nach Chişinău verlegt hatte. Die ersten, der neuen Lagerverwaltung unterstellten 366 Kriegsgefangenen kamen am 25. Mai 1945 aus dem Lager 104 in Bender/Bendery. Unter ihnen dürften auch 28 Österreicher gewesen sein. Das Lager wuchs mit den zunehmenden Zahlen an Kriegsgefangenen und der Einbringung der Lager 103 und 104 nach Kriegsende sehr schnell: Von 366 Insassen Ende Mai 1945, auf 6.497 einen Monat später (hiervon 619 Österreicher), auf 6.848 mit 1. Juli 1945, nachdem auch viele Kriegsgefangene aus dem Frontlager in Brno/Brünn hierher verbracht worden waren. Zum 1. Januar 1946 zählte das Lager 198 bereits 10.470 Kriegsgefangene (hiervon 696 Österreicher). Mit den ersten größeren Repatriierungen schrumpfte das Lager bis zum 1. Januar 1948 allmählich auf 1.746. Am 24. November 1948 wurde die Lagerverwaltung 198 gänzlich aufgelöst, die Kriegsgefangenen repatriiert.

Einer von ihnen war der Chirurg Fritz Heppner, der im Lager als Arzt arbeitete. Die sowjetische Personalkarte gibt dazu folgende knappe Hinweise: Heppner, Friedrich, Dr. Arzt, geb. 1917, röm. katholisch, geboren in Innsbruck, wohnhaft im 18. Wiener Gemeindebezirk, Salmansdorferstraße. Heppner wurde am 10. April 1942 zur Deutschen Wehrmacht einberufen, war Offizier in der 14. Panzer-Division. Er wurde am 8. Mai 1945 in Libau/Sowjetunion gefangen genommen und kam in die



Teillager 8 in Kischinau (rum. Chişinău, russ. Kişinev), ul. Benderskaja Rogatka (aktueller Straßennamenname: str. Tighina) Quelle: Stefan Karner 2022, S. 122

Lager 198 (Kişinev), 64 (Moršansk im Gebiet Tambov). Er wurde über das GUPVI-Lager 36 [Marmaros-Sziget] repatriiert und gelangte mit dem zweiten österreichischen

Heimkehrertransport nach Wiener Neustadt.

Im Wesentlichen sollten die Kriegsgefangenen des Lagers 198 in der Moldau aufbauen, was im Kriege zerstört worden beziehungsweise was im ersten Nachkriegs-Fünfjahresplan vorgesehen war. Dazu hatte man sie in vier Kategorien eingeteilt. Kranke, Schwerverwundete und Arbeitsunfähige wurden nach Kriegsende, meist noch 1945, in ihre Heimatländer entlassen. In den elf Teillagern des Lagers 198 (Chişinău) arbeiteten die Kriegsgefangenen 1945-1948 an folgenden Einsätzen:



Teillager 9 / Lagărul de prizonieri nr. 103 in Belz (rum. Bălți, russ. Bel'cy), ul. Leningradskaja 269-279 (aktueller Straßenname: str. Tigina).
Quelle: Stefan Karner 2022, S. 123

Teillager 1: in Chişinău, zugeteilt der Bauorganisation („Trust“) Moldavstoitel'stvo, mit rund 2.000 Kriegsgefangenen. Nach Abschluss der vorgesehenen Bauobjekte wurden die Kriegsgefangenen repatriert und das Teillager am 15. September 1947 aufgelöst.

Teillager 2: in Chişinău, zur Errichtung des Verwaltungsgebäudes der NKVD-Grenztruppen, mit 500 Kriegsgefangenen.

Teillager 3: in Chişinău, zugeteilt der Verwaltung für die Bau- und Instandsetzungsarbeiten an der Chişinăuer Eisenbahnlinie, mit 700 Kriegsgefangenen.

Teillager 4: in Abaclia/Abaklia im Kreis Basarabasca/Bessarabska, an der Eisenbahnstation Bessarabskaja, für die Bau- und Instandsetzungsarbeiten an der Chişinăuer Eisenbahnlinie, mit 650 Kriegsgefangenen. Nach Abschluss der Bauarbeiten wurde das Teillager am 22. März 1947 und am 15. September 1947 (die zuvor bereits integrierten Teillager 6,7 und 8) formell aufgelöst, jedoch als Teillager 4 beim Ministerium für Leichtindustrie wieder eingerichtet.

Teillager 5: im Bezirk Vadul lui Vodă/Vadul-luj-Vody, dem heutigen Naherholungsgebiet unmittelbar an der östlichen Stadtgrenze von Chişinău, für die Behelfswirtschaft des zentralen Lagers 198, mit 500 Kriegsgefangenen.

Teillager 6: zugeteilt der Wein-Sovchoze des Chişinăuer Kombinats für Sekt und Schaumweine, mit 400 Kriegsgefangenen. Das Teillager wurde am 18. Oktober 1946 aufgelöst beziehungsweise in das Teillager 4 integriert und die Kriegsgefangenen zum Eisenbahnbau eingesetzt.

Teillager 7: zugeteilt der Sovchoze Româneşti/Romaneşti des Chişinăuer Kombinats für Sekt und Schaumweine, mit 400 Kriegsgefangenen. Das Teillager wurde vermutlich Anfang 1947 kurzfristig noch in das

Teillager 4 integriert und die Kriegsgefangenen zum Eisenbahnbau eingesetzt.

Teillager 8: in Chişinău, zugeteilt der Wirtschaftsabteilung der MSSR, mit 500 Kriegsgefangenen. Das Teillager wurde vermutlich Anfang 1947 kurzfristig noch dem Teillager 4 zugeordnet und die Kriegsgefangenen zum Eisenbahnbau eingesetzt.

Teillager 9: in Bălţi/Bel'cy, für die Bau- und Instandsetzungsarbeiten an der Chişinăuer Eisenbahnlinie, mit 400 Kriegsgefangenen. Das Teillager wurde am 18. Oktober 1946 aufgelöst.

Teillager 10: bei der Eisenbahnstation Ungheni/Ungeny, ursprünglich Teillager 3 des Lagers 103, für den Brückenbau der Organisation „Mostospecstroj“ (Spezial-Brückenbau), mit 500 Kriegsgefangenen.

Teillager 11: in Tiraspol, mit 1.000 Kriegsgefangenen. Das Teillager wurde bereits 1946 aufgelöst und der Sovchoze Româneşti/Romaneşti des Chişinăuer Kombinats für Sekt und Schaumweine (Teillager 7) zugeordnet.

Zum 1. Mai 1948 verfügte das moldauische GUPVI-Lager 198 somit nur noch über eine abgespeckte zentrale Verwaltung und vier Teillager. Dies war vor allem den großen Repatriierungswellen 1947/48 geschuldet. Zur Versorgung der Repatrianten vor ihrer Abreise und zur geheimdienstlich-politischen Arbeit unter ihnen und im Bereich des sowjetischen Kader- und Bewachungspersonals hatte man im Juli 1947 zusätzlich zu den Teillagern noch ein Lazarett („Sonderspital“ 3376) mit 100 Betten an der Bahnstation in Ungheni/Ungeny eingerichtet und im Oktober 1947 eine NKVD-Repatriierungskommission zusammengestellt. Von Anfang 1946 wirkte mit mäßigem Erfolg eine spezielle NKVD-Politabteilung im Lager zur politischen „Säuberung des eigenen Kaderapparates.“

Mit der Auflösung des moldauischen Lagers 198 war auch für die sowjetische Moldau das Thema der ausländischen Kriegsgefangenen im Land Geschichte geworden.

Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Stefan Karner, Historiker, war Gründer und langjähriger Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung, Graz-Wien-Raabs; langjähriger Vorstand des Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte der Universität Graz; zahlreiche Publikationen u. a. zur Geschichte Osteuropas, Co-Vorsitz der österreichisch-slowenischen Historikerkommission; Moderator und Gründer der „Konsensgruppe Kärnten“ zur erfolgreichen Lösung der Kärntner Ortstafelfrage; derzeit u.a. Leitung des Projekts „L. v. Mises und die österreichische Schule der Nationalökonomie“, Vorsitz des wissenschaftlichen Beirats des Hauses der Geschichte im Museum Niederösterreich; Herausgeber und Ausstellungsbearbeitung, u.a. beim Österreichischen Integrationsfonds; Mitherausgeber u.a. des „Österreichischen Jahrbuchs für Politik“. – Zum Beitrag siehe: Stefan Karner, Die österreichischen Kriegsgefangenen in der Moldau 1945-1955. Leykam Verlag, Graz-Wien-Berlin 2022; Stefan Karner, Im Archipel GUPVI. R. Oldenbourg Verlag, Wien-München 1995.

Das erste Rumänische Kulturinstitut in Berlin

VON WOLFGANG DAHMEN

Das heutige Rumänische Kulturinstitut in Berlin in der Reinhardtstraße (zuvor in der repräsentativen Villa Walther in der Königsallee) wurde 1999 in Anwesenheit des damaligen rumänischen Außenministers Andrei Pleșu eröffnet. Es ist eines von aktuell 19 rumänischen Kulturinstituten weltweit, abhängig vom rumänischen Außenministerium und koordiniert vom ICR (*Institutul Cultural Român*). Ziel ist die Verbreitung rumänischer Kultur in der Welt durch Vorträge, Sprachkurse u.ä., ähnlich wie das Goethe-Institut und das *Institut français*, *Instituto Cervantes* oder *British Council*. Pleșu hat seinerzeit in seiner Eröffnungsrede betont, dass ihm als großem Verfechter der deutsch-rumänischen kulturellen Zusammenarbeit gerade die Errichtung dieses Instituts in Berlin ein großes Bedürfnis war. Seitdem hat das Kulturinstitut sehr viel dazu beigetragen, rumänische Sprache und Kultur in Deutschland bekannt zu machen.

Es gab aber bereits in den 1940er-Jahren ein Rumänisches Institut, dessen Ziel jedoch nicht nur die Vermittlung rumänischer Kultur war, sondern das auch oder vielleicht sogar vor allem politischen Zwecken diente. Hiervon soll im Folgenden die Rede sein, wobei weniger auf Details wie einzelne Kurse, Vorträge, Musik- und Theaterveranstaltungen eingegangen werden, sondern vielmehr das geistige Klima thematisiert werden soll, das zur Errichtung des damaligen Instituts geführt hat.

Verbunden war die Schaffung eines rumänischen Kulturinstituts in Berlin vor allem mit den Namen von zwei Männern. Es sind zwei Romanisten, einer aus Rumänien und einer aus Deutschland, die im Bereich der romanischen und besonders rumänischen Philologie Bedeutendes geleistet haben und die jeweils eine besondere Beziehung zur jeweilig anderen Sprache und Kultur entwickelt hatten. Es handelt sich um Sextil Pușcariu auf rumänischer und Ernst Gamillscheg auf deutscher Seite.

Sextil Pușcariu

Sextil Pușcariu wurde 1877, also zehn Jahre nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich, in Kronstadt/Brașov geboren. Es war die Zeit der starken Magyarisierungstendenzen in Siebenbürgen, was zum Aufkommen eines rumänischen Nationalismus im Gefolge des Gefühls der Unterdrückung

durch die ungarischen Autoritäten führte. Viele siebenbürgische rumänische Intellektuelle waren auf deutschsprachige Gebiete und Universitäten ausgerichtet. So ging Pușcariu von 1895 bis 1899 zum Studium nach Leipzig, wo das Zentrum der damals betriebenen historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, der junggrammatischen Schule, war und wo Gustav Weigand sein berühmtes Institut für rumänische Sprache 1893 gegründet hatte. Nach der Promotion in Leipzig 1899 wechselte er nach Wien zu Wilhelm Meyer-Lübke, der ebenfalls ein Rumänisches Institut gegründet hatte. Dort habilitierte sich Pușcariu 1904, leitete dann dieses Rumänische Institut und wurde 1906 Professor für rumänische Sprache und Literatur in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți), das damals noch zum k.u.k.-Reich gehörte. Nach der Errichtung Großrumäniens in der Folge des Ersten Weltkriegs wurde er erster Rektor an der Universität Klausenburg/Cluj, wo er Romanistik beziehungsweise Rumänistik lehrte und das *Muzeul limbii române* gründete, das bis auf den heutigen Tag für die Darstellung und auch die Entwicklung der rumänischen Sprache wichtig ist. Auch wenn die Vorarbeiten von Forschern wie Bogdan Petriceicu Hasdeu, Lazăr Șăineanu, Timotei Cipariu und anderen zweifellos bedeutend waren, so darf man doch sicherlich den durch die in Leipzig und Wien gelehrte Romanistik geprägten Pușcariu als den Begründer der rumänischen Philologie in Rumänien betrachten, der über seine fachliche Bedeutung hinaus zudem eine wichtige Figur in der kulturellen Szene Großrumäniens war.

Der Erste Weltkrieg, in dem Rumänien bis 1916 neutral blieb, stellte die rumänischen Intellektuellen bekanntlich vor die Alternative, entweder mit den Mittelmächten Deutschland und Österreich oder mit den Ententemächten England und Frankreich zu sympathisieren. Pușcariu, der aus dem Habsburger Reich gebürtig und zu Kriegsbeginn noch Professor an der ebenfalls zur k.u.k.-Monarchie gehörenden Universität Czernowitz, aber auch Mitglied der Rumänischen Akademie in Bukarest war, gehört dabei zweifellos zur Gruppe derjenigen, die Lucian

Boia in seiner sehr lesenswerten Darstellung als *Germanophile* bezeichnet hat.

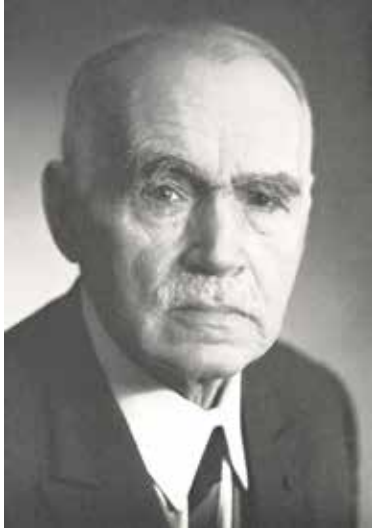


Büste von Sextil Pușcariu im Park seines Sterbeortes Törzburg/Bran bei Kronstadt/Brașov in Siebenbürgen.

Foto: Miehs

Warum ist dies für das Thema ‚das Rumänische Kulturinstitut in Berlin in den 40er Jahren‘ von Bedeutung? In mehreren der nunmehr am Krieg beteiligten Länder hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Kulturpolitik eben aus zwei Komponenten bestand: der Vermittlung von kulturellen Werten, mit denen aber auch politische Vorstellungen durchgesetzt werden konnten – wenn man so will: eine pazifistische Expansion

durch Kulturvermittlung. So entstand auch im gerade konstituierten Großrumänien der Wunsch, solche Institute im Ausland zu errichten. Pușcariu dachte dabei an Berlin oder Wien, doch gab es hiergegen Widerstand vor allem von Nicolae Iorga – es ist der alte Widerstreit zwischen Anhängern einer Ausrichtung auf die sprachverwandten romanischen Länder und denen, die eine Orientierung an den deutschsprachigen



Ernst Gamillscheg (1887-1971).
Quelle: Helmut Stimm, Julius Wilhelm (Hg.): *Verba et Vocabula. Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag*, München 1968

Kulturen favorisierten, wobei in diesem Moment natürlich die politische Entwicklung die Neigung zu Frankreich und Italien unterstützte. Im Jahre 1920 beschloss das rumänische Parlament, in dem Iorga zu dieser Zeit Abgeordneter war, die Einrichtung von rumänischen Schulen in Paris und Rom. Pușcariu behielt aber sicherlich weiterhin die Errichtung einer entsprechenden Institution in Berlin oder auch in Wien im Kopf, obwohl in den 1920er-Jahren die politischen Gegebenheiten ein solches Projekt nicht erlaubten.

Ernst Gamillscheg

Ernst Gamillscheg war zehn Jahre jünger als Pușcariu, doch verbanden die beiden mehrere Dinge: Da ist zum einen die gemeinsame Herkunft aus dem Habsburger Reich zu nennen – Gamillscheg wurde 1887 im südböhmischen Neuhaus/Jindřichův Hradec geboren und studierte dann in Wien bei Meyer-Lübke, wo er promoviert wurde und sich habilitierte. Gamillscheg kann man als Vollromanisten bezeichnen, hat er doch zahlreiche Werke sowohl zur Gesamtromania wie auch zu den einzelnen Philologien publiziert und über die Romanistik hinaus germanistische Artikel sowie Aufsätze zum Alt-russischen und Baskischen verfasst.

Mit dem Rumänischen kam er offensichtlich 1909 erstmals intensiver in Kontakt, allerdings nicht im Altreich oder Siebenbürgen, sondern bei einem Studienaufenthalt in Paris. Wenige Jahre später vertiefte er ebendort seine Kenntnisse und erwarb sogar einen

Studienabschluss für Rumänisch an der *École des Langues orientales*. Im Jahre 1914 verbrachte er dann einen längeren Studienaufenthalt in Bukarest, der aber abrupt endete, als er einen Einberufungsbefehl bekam. 1917/18 war er dann wieder in Bukarest, diesmal allerdings in einer ganz anderen Funktion, nämlich als Dozent: Deutschland hatte, nachdem Rumänien an der Seite der Ententemächte in den Ersten Weltkrieg eingetreten war, Bukarest besetzt, und es wurden für die dort befindlichen Armeeeingehörigen Vorlesungen zu verschiedenen Themen mit Rumänienbezug angeboten. Gamillscheg war schon bald nach seiner Einberufung schwer verwundet worden, danach wurde er 1916 Professor in Innsbruck. Den Aufenthalt in der rumänischen Hauptstadt nutzte Gamillscheg dann u.a. zu Dialektforschungen in Oltenien.

1925 wurde Gamillscheg nach Berlin berufen, wo ein Jahr zuvor Hariton Tiktin, einer der bedeutendsten Vermittler rumänischer Kultur in Deutschland in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, nach fast 20-jähriger Tätigkeit als rumänischer Lektor ausgeschieden war. Zwei Jahre später gelang es Gamillscheg, die bedeutende Bibliothek von Tiktin zu erwerben, die zahlreiche rumänische Werke der frühesten Zeit umfasste. In den Folgejahren erweiterte Gamillscheg den rumänistischen Bereich des Romanischen Seminars der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin mehr und mehr, so dass hier nach dem Tod Gustav Weigands das Rumänistikzentrum außerhalb Rumäniens entstand.

Ab 1937, verstärkt dann nach Kriegsbeginn, wurden in den entsprechenden deutschen Ministerien Überlegungen angestellt, wie man der als feindlich empfundenen Kulturpolitik Englands und Frankreichs entgegenwirken konnte. Sie führten dann zum Plan, Institute in den ausländischen Hauptstädten, in denen dies möglich war, zu gründen, durch die eine *deutsche* Wissenschafts- und Kulturpolitik betrieben werden sollte, natürlich im Sinne der NS-Propaganda. So wurden ab 1940 insgesamt 16 solcher Institute in europäischen Groß-, zumeist Hauptstädten errichtet, zu denen noch autonom arbeitende Zweigstellen kamen (z.B. Hermannstadt/Sibiu, Czernowitz, Odessa), so dass insgesamt 24 solcher Deutscher Wissenschaftlicher Institute (DWI) bekannt sind. Geleitet wurden diese Institute, die – solange dies ging – finanziell beachtlich gut ausgestattet waren, in der Regel von einem Universitätsprofessor, der Fachmann für Sprache und Kultur des jeweiligen Landes war.

Das chronologisch erste DWI überhaupt war das am 6. April 1940 gegründete Deutsche Wissenschaftliche Institut in Bukarest in der ehemaligen polnischen Botschaft in der *strada Vasile Lascăr 43*, ziemlich im Zentrum der rumänischen Hauptstadt gelegen. Es bestand bis zum 23. August 1944, als Rumänien bekanntlich vom Verbündeten Hitlerdeutschlands zum Kriegsgegner wurde. Präsident des DWI und gleichzeitig Gastprofessor an der Universität Bukarest wurde – man kann wohl sagen: natürlich – Ernst Gamillscheg. Außerdem wirkte hier als

sein Stellvertreter Günter Reichenkron, der dann 1943 die Zweigstelle Odessa übernahm und nach dem Krieg die rumänistische und balkanologische Tradition an der FU Berlin fortführte. Neben den Zweigstellen in Iași, Hermannstadt, Czernowitz und Odessa, die ebenfalls dem Bukarester DWI unterstanden, gehörten auch Deutschlektorate in diesen Städten sowie in Brăila, Constanța, Craiova, Galați, Kronstadt, Ploiești und Temeswar/Timișoara zum Aufgabenbereich dieses Instituts.

Das Rumänische Kulturinstitut in Berlin

Kurz nach der Errichtung des DWIs in Bukarest wurde am 16. August 1940 durch ein entsprechendes Gesetz die Gründung eines Rumänischen Kulturinstituts in Berlin beschlossen. Der Sitz des Instituts war in der Ahornallee 22-24 in einem Gebäude, das den Erben des Architekten Alfred Schrobdsdorff, der in Charlottenburg nicht wenig gebaut hat, gehörte. Mit der Konstituierung dieses Instituts sowie seiner Bestellung zum Leiter ging der langgehegte Wunsch von Sextil Pușcariu endgültig in Erfüllung. Er bekam einen mit dem Rumänischen Außenministerium abgeschlossenen Vertrag für fünf Jahre, in dem er zum Präsidenten des Instituts ernannt wurde. Gleichzeitig wurde festgelegt, dass er mindestens sechs Monate im Jahr in Berlin anwesend sein musste. Außerdem durfte er selbst das Personal aussuchen. Zum Direktor des Instituts ernannte er seinen Schwiegersohn Grigore Manoilescu, der das Institut leitete, wenn Pușcariu abwesend war.

Die Intentionen, unter denen das Institut in Berlin gegründet wurde, entsprechen ziemlich genau denen, die dem DWI in Bukarest zugrunde liegen: Förderung des politisch gewollten näheren Zusammenrückens der beiden Länder durch eine Stärkung der Kenntnisse über Sprache und Kultur des jeweiligen Partners. So haben gerade zu Beginn der 1940er-Jahre zahlreiche Gastvorträge rumänischer Wissenschaftler in Berlin, aber auch in anderen deutschen Städten durch Vermittlung des Kulturinstitutes stattfinden können, die der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Rumänien und seiner Sprache, Literatur und Kultur Auftrieb gegeben haben. Zudem wurden Übersetzungen aus der rumänischen Literatur – einige von Pușcariu selbst verfasst – publiziert. Auch gab es in mehreren deutschen Städten die Möglichkeit, die rumänische Sprache zu erlernen – sei es durch Vermittlung von Lektoren des Rumänischen Kulturinstituts, sei es durch andere Kräfte. Das ist – wenn man ein Fazit ziehen will – die positive Seite des Wirkens des Rumänischen Kulturinstituts, und das gilt – vice versa – auch für das DWI in Bukarest. Die negative Seite ist natürlich die, dass das ganze Unternehmen stets unter dem Zeichen der Propaganda für eine bestimmte politische Intention war, so dass die Kulturvermittlung eigentlich immer Mittel zu einem bestimmten politischen Zweck war. Dabei muss man aber dann,

wenn man das Rumänische Kulturinstitut und das DWI vergleicht, vielleicht doch noch einen kleinen Unterschied machen: Die politischen Ziele, die Deutschland mit diesen Projekten verfolgte, waren sicherlich rigider als die Rumäniens. Und auch der Vergleich zwischen den beiden Persönlichkeiten Pușcariu und Gamillscheg fällt ähnlich aus: Gamillscheg hat sich mehrfach – vor allem auch in personellen Entscheidungen, wenn es zum Beispiel um die Besetzung von Lektorenstellen



Die Villa Schrobdsdorff im Westend in Berlin-Charlottenburg war von 1940 bis 1944 Sitz des Rumänischen Kulturinstituts (Postkarte um 1940).

oder um Einladungen an rumänische Wissenschaftler ging – in die Arbeit des Rumänischen Kulturinstituts eingemischt, während Pușcariu dem DWI sicherlich Ratschläge erteilt hat, die aber – zumindest nach dem, was die vorhandenen Quellen zeigen – doch Ratschläge blieben.

Das Ende des seinerzeitigen Rumänischen Kulturinstituts ist mit den Kriegsereignissen eng verknüpft: Nach den durchaus zahlreichen Aktivitäten am Anfang wurde die Situation bedingt durch den Kriegsverlauf immer schwieriger. In Deutschland kam der von Hitler begonnene Krieg immer näher an die deutsche Hauptstadt heran, die Bombardierungen zerstörten große Teile der Innenstadt, so die umfangreiche rumänische Bibliothek des Romanischen Seminars und im Herbst 1943 auch das Rumänische Kulturinstitut, dessen Personal in diesem Moment bereits weitgehend das Land verlassen hatte. So endet ein Projekt, in dem Höhen und Tiefen dicht beieinander lagen.

Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen war von 1994 bis 2016 Professor für Rumänische Philologie an der Friedrich Schiller-Universität Jena. – Der Artikel ist die gekürzte schriftliche Fassung eines am 20. April 2023 im Rahmen eines Jour fixe der DRG gehaltenen Vortrags. – Nähere Angaben zu den Veranstaltungen des Instituts bei Daniela Laube: Die wahre Geschichte des Rumänischen Instituts in Berlin („Zeitschrift für Balkanologie“ 56, 2020, S. 210-224) sowie Irina Nastasă-Matei, Lucian Nastasă-Kovács: Kultur und Propaganda. Das Rumänische Institut in Berlin (1940-1945), Berlin 2023.

Ein siebenbürgischer Cavallier auf europäischem Parkett

VON JOSEF BALAZS

Im Jahre 2021 feierte man Carl Samuel von Brukenthals 300. Geburtstag. Ob er „Siebenbürgens erster Europäer“ war, so wie ihn die „Neue Zürcher Zeitung“ 2006 nannte, sei dahingestellt. 2007 war Hermannstadt/Sibiu in Rumänien – die Stadt, in der Brukenthal wirkte und wo sein beeindruckendes Palais am Großen Ring (rum. Piața Mare) steht – Europäische Kulturhauptstadt. Die großen europäischen Zeitungen wurden auf die ehemalige „Haupt- und Hermannstadt“ aufmerksam und überboten sich in Superlativen. So entdeckte man auch den in Leeschkirch/Nocrich nahe Hermannstadt 1721 geborenen Brukenthal wieder.

Seinerzeit bedeutendster Bürger der Stadt, hatte von Brukenthal als erster Protestant und Siebenbürger Sachse im Auftrag von Österreichs Monarchin Maria Theresia ab 1777 für zehn Jahre das Gouverneursamt für Siebenbürgen inne. Sein Konterfei ziert das Maria-Theresien-Denkmal in Wien, und er kann als einer der herausragenden politischen Köpfe der Habsburgermonarchie bezeichnet werden. Betagt starb von Brukenthal 1803 im Alter von 82 Jahren. Er hinterließ den Siebenbürger Sachsen sein Palais, seine Bücher, seine Bilder und seine Sammlungen.

Wer war dieser Mann? Er, Samuel von Brukenthal, war ein typischer Vertreter des sokratischen 18. Jahrhunderts, barock und gleichzeitig aufgeklärt. Einige zeitgenössische Erwähnungen zeugen hiervon.

Freimaurer in Halle

Die neugegründete Freimaurerloge „aux trois clefs d'or“ in Halle feierte ihr erstes Johannisfest 1744. Wenige Monate zuvor hatte man Deutsch als Logensprache eingeführt, der Sekretär musste die Protokolle daher nicht mehr in französischer Sprache schreiben. Und der Logenname lautete jetzt „Zu den drei goldenen Schlüsseln“. Aufgrund ihrer großen Begeisterung für die Freimaurerei ließen die Brüder der Loge in Halle eine Medaille prägen, die das Datum dieses so wichtigen Festes der Freimaurer verewigen sollte: „HALAE MDCCXLIV.D.XXIV.IVN.“ (Halle 1744, den 24. Juni).

Nur ein Jahr später wurde diese Medaille in dem wichtigsten numismatischen Periodikum, der „wöchentlich herausgegebene(n) Historische(n) Münz-Belustigung“

von Professor Johann David Köhler in Nürnberg als Kupferstich abgebildet und beschrieben: Die erste Seite zeigt den auf einem Säulenfuß sitzenden, in der rechten Hand ein Senkblei haltenden und mit dem linken Arm sich auf eine nebenstehende große Erdkugel lehnenen Logenmeister. Er trägt die „Land-Übliche Kleidung, bedeckt mit dem Hut, und umgürtet mit einem Schurzfell“. Um seinen Hals hängt ein Winkelmaß an einem Band. Um ihn herum liegen verschiedene „Mäurer Werkzeug, und ein Quaderstein, an welchem die Buchstaben C.S.v.BR. zu sehen sind“. Zur rechten Seite stehen zwei geborstene Säulen. Über ihm scheint die Sonne, zu der ein gekrönter Adler auffliegt. Als Umschrift ist zu lesen: „STVDIO. SAPIENTIA. SILENTIO.“

Die Buchstaben auf dem Quaderstein – C.S.v.BR. – werden in derselben Publikation, aber an einer anderen Stelle erläutert: Es ist der Name des „Groß-Meisters der Gesellschaft der Freimaurer in Halle, Herrn Carl Samuels von Bruckenthal, eines Siebenbürgischen Cavalliers.“

Die Medaille, den jungen von Brukenthal als Meister vom Stuhl der Freimaurerloge in Halle darstellend, wurde in einer Ausstellung „Samuel von Brukenthal - Homo Europaeus“ im Brukenthal-Museum zu Hermannstadt erstmals 2007 der Öffentlichkeit gezeigt.



Hauptseite der von der Freimaurerloge geprägten Medaille zum Johannisfest 1744 in Halle. Der erste Stuhlmeister der Loge - Carl Samuel v. Brukenthal ist mit dem Senkblei in der Hand dargestellt. Quelle: Brukenthal-Museum

Sammler von Bildern

Im Jahre 1774 erwähnte der „Almanach von Wien“ - ein vom Hofbuchdrucker und Buchhändler Joseph Kurzböck herausgegebenes Werk „zum Dienste der Fremden“, welche sich eine Zeit lang als Besucher in Wien aufhalten und die „würdigen Sachen dieser Stadt“ sehen wollten - vier „Kabinette als die vorzüglichsten“. Es handelte sich um Gemäldegalerien in Privathäusern und in öffentlichen Gebäuden, die Kurzböcks Almanach für die

kulturinteressierten Besucher Wiens besonders hervorhebt; darunter an zweiter Stelle die Sammlung „Sr. Exzellenz des Freyherrn von Bruckenthal – in der siebenbürgischen Kanzley“.

Als Berater in Sachen Kunstsammlungen fungierte für den Almanach Vincenzo Fanti (1720 - 1775), berühmter Kunstgelehrter und Herausgeber eines Kataloges der Liechtensteinschen Galerien, ein Werk, das die Grundlage und Orientierung für alle nachfolgenden

Kataloge bildete. Man kann davon ausgehen, dass Fanti ein Bekannter von Brukenothals war, ihn bei seinen Bilderankäufen helfend unterstützte und ihn in Kurzböcks Almanach dementsprechend gebührend anpries.

Sammler von Büchern

Eine andere Erwähnung, eigentlich nur eine Fußnote, ist von außerordentlicher Bedeutung, denn sie gibt eine frühe Intention von Brukenothals wieder. Johann Ehrenreich Fichtel (1732 - 1795), Kammerrat im Großfürstentum Siebenbürgen und Ehrenmitglied der „Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde“, beklagte sich in dem Vorbericht eines seiner Werke, dass ihm als Naturforscher alle „nothwendigen Hülfsmitteln in diesem Lande“ fehlen würden.

Der Mineralien sammelnde Wissenschaftler aus Preßburg beziehungsweise Wien bezog sich mit dieser Aussage auf Hermannstadt in Siebenbürgen, „wo weder eine in dem Fache des Steinreichs auch nur schwach besetzte Bibliothek noch ein Naturalienkabinett, noch ein in der Lithologie erfahrener“ Mensch zu Rate gezogen werden könne. An dieser Stelle folgt die besagte Fußnote: „Des Freyherrn von Brukenothal siebenbürgischen Gouverneurs Excellenz rühmlichste, auf die Stiftung einer öffentlichen Bibliothek zu Herrmannstadt gerichtete Absicht wird, wenn sie zu Stande kommt, seinen hohen Ruhm verewigen“.

Zu der Zeit, als von Brukenothal in Siebenbürgen als Gubernator eingesetzt war, befand sich auch Johann Ehrenreich Fichtel in Hermannstadt; 1778 war er Thesauriatsrat in Hermannstadt und somit in unmittelbarer Nähe des Gubernators von Brukenothal tätig. Fichtel wusste um die Absicht des Barons, eine öffentliche Bibliothek in Hermannstadt zu stiften. Da der Vorbericht bereits im Juli 1778 geschrieben wurde, erfahren wir, wie früh diese Idee bereits klare Formen angenommen hatte. Fichtel weiß aber mehr: Für die geplante Bibliothek sind „schon mehrere tausend Bände vorhanden“, die von Zeit zu Zeit „vermehret werden“. Darüber hinaus beabsichtigt der „gelehrte Landesvorsteher nun auch eine Naturaliensammlung mit der Bibliothek zu verbinden“.

In dieser Zeit hatte auch der junge Samuel Hahnemann (1755 - 1843), der spätere Begründer der Homöopathie, eine Stelle als Bibliothekar, Hauslehrer und Leibarzt beim Gubernator von Brukenothal inne. Möglicherweise war gerade er mit der Aufgabe betraut worden, die Bibliothek und die Bildersammlung zu katalogisieren und für die Öffentlichkeit vorzubereiten. Den Grundstein für seine umfangreiche Bibliothek (15.972 Bände) legte von Brukenothal bereits sehr früh. Noch während seiner Studienzeit in Halle und Jena, um 1743, schickte er die ersten Kisten mit Büchern nach Hermannstadt.

Landesvater und Politiker

Bei Christoph Ludwig Seipp (1747-1793), einem weitgereisten Schauspieler, der neben eigenen Theaterstücken auch seine Fahrt von Preßburg durch Mähren, Schlesien und Ungarn bis nach Siebenbürgen ausgiebig und kenntnisreich beschrieb, findet Samuel von Brukenothal

ebenfalls Erwähnung.

Seipp erweist sich als ein profunder Kenner Siebenbürgens sowie der komplexen Beziehungen zwischen Wien und Hermannstadt. Er verortet „die Zeit des Werdens“ von Brukenothals in die Herrschaftszeit der Monarchin Maria Theresia und erwähnt: „Die Neider des großen Mannes [...] behaupten freilich: der Baron habe günstige Zeitblicke zu haschen verstanden.“

Bemerkenswert ist, dass der aufmerksame Reisende Seipp Äußerungen über den sich im Ruhestand befindenden Baron von Brukenothal notierte, die bis heute in der wissenschaftlichen Literatur zitiert werden. Als unmittelbarer Zeitzeuge schreibt er: „Nur sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit, sein Eifer für das Wohl des Staates und besonders sein Schnellwirken in Geschäften brachten ihn zur ersten Stelle in Wien, seine geprüfte Treue gegen die Königin und das Vaterland, ohne Rücksicht auf Nation, erhob ihn zum Landesgouverneur über Siebenbürgen“.



Das beste Porträt von Samuel von Brukenothal (1721-1803), laut dem Lexikon der Siebenbürger Deutschen von Trausch (1868), ist ein Kupferstich „mit dem Brukenothal'schen Wappen und der Bezeichnung J. Hickel pinx, J. E., Mansfeld sc. 1779“.

Es scheint, von Brukenothal war, ähnlich wie Friedrich II., schon zu Lebzeiten eine lebende Legende. Die zahlreichen Geschichten und Anekdoten um Friedrich den Großen wurden schriftlich festgehalten, so dass sie heute noch zu lesen sind. Nicht so bei Samuel von Brukenothal; seine erste Biografie erschien erst 1848, viele Jahre nach seinem Tod. Die Lebensdaten dieses großen Mannes mussten hierfür mit viel Mühe zusammengetragen werden.

Der noble Herr Brukenothal

Große Plätze in Städten sind prädestiniert für Denkmäler. Die Leere in ihnen provoziert dazu. Der Große Ring im siebenbürgischen Hermannstadt war im Laufe der Zeiten Schauplatz von Gerichtsverhandlungen, Prozessionen, Volksfesten. Hier befand sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts die fast acht Meter hohe Rolandstatue mit einem Pranger als Zeichen der Blutgerichtsbarkeit. Die Zeiten änderten sich, der Pranger wurde 1783 entfernt und das Standbild des Heiligen Nepomuk aufgestellt. Dann änderten sich abermals die Zeiten: Der Platz wurde in eine Parkanlage umgestaltet, die Statuen samt Marktbrunnen verschwanden. In den späten 1970ern erfolgte die „Rekonstruktion“ des historischen Platzes. Die entstandene Leere füllte man alsbald mit einer großen

Gheorghe-Lazăr-Statue, die wiederum nach wenigen Jahren durch ein anderes, weitaus schlichteres Standbild vom gleichen Künstler ersetzt wurde. Wenn der Große Ring eine Stimme hätte, könnte er so manches erzählen!

Mitte Januar 2021 ging die folgende Meldung wie ein Lauffeuer durch die Presse: „Ein Standbild zum 300. Geburtstag; Ausschreibung für Statue für Samuel von

1765 erhielt von Brukenthal die erste Stufe des Ordens, das Kleinkreuz. Später folgte die zweite Stufe, das Commandeurkreuz des St. Stephansordens, „allergnädigst verliehen“. Der in Wien gefertigte Kupferstich zeigt das Bild eines selbstbewussten Mannes mit Perücke, der als einziger Schmuck das St. Stephansordensband um den Hals trägt.



Klaus Johannis, Präsident von Rumänien, hält die Rede bei der Enthüllung der Brukenthal-Statue am 11. September 2021 in Hermannstadt/Sibiu. Quelle: presidency.ro

Brukenthal.“ Die Vorstellungen der Initiatoren waren klar definiert: von Brukenthal sollte in barocker Manier in einer entsprechenden Robe mit Ordensabzeichen dargestellt werden. Man beabsichtigte, ihn als noblen Herren auf dem Hauptplatz Hermannstadts – dem Großen Ring – zu platzieren.

Aus seiner Biografie geht hervor, dass Samuel von Brukenthal 1721 als Samuel Breckner geboren wurde. Ein wohlwollender Verwandter berichtet in seinen Memoiren, dass der noble Großvater „die Nobilitierung mit dem Praedicat von Brukenthal“ 1724 in Wien erwirkte, damit von Brukenthals Vater, der nur ein einfacher „Schreiber, ein Notarius“ war, seiner geehelichten gesellschaftlich ebenbürtig sei.

Für die späteren Auszeichnungen – und es waren nicht wenige – bedurfte von Brukenthal keiner fremden Hilfe. Bis zu seiner Erhebung zum Freiherrn gehörte er zum untitulierten Adel, der lediglich das Adelsprädikat „von“ im Namen trug. Durch ein Handbillet teilte die Monarchin Maria Theresia der Hofkanzlei ihre Entscheidung mit, von Brukenthal zum „Freyherrn“, also „liber baro“ zu erheben.

Ein Kupferstich mit dem Porträt des Gubernators wurde 1779 in Wien in Auftrag gegeben. Im unteren Bereich des Bildes steht der Name des Dargestellten mit allen seinen Titeln, allerdings in der Schreibweise mit „ck“. Aus dem Text des Kupferstichs ist zu entnehmen, dass von Brukenthal sowohl Freiherr als auch Träger des St. Stephansordens war.

Der Königlich-Ungarische St. Stephans-Orden wurde von Maria Theresia gestiftet und an „Adeliche, die sich im Civildienste um das Erzhaus verdient machen, ohne Unterschied der Nation und Religion“, verliehen. Bereits

Die allerletzte Stufe des Ordens erhielt Samuel von Brukenthal im Februar 1787, als „des Kaisers Majestät geruhte“, ihn in Anbetracht seines hohen Alters, er war immerhin 66 Jahre alt, in den Ruhestand zu versetzen. Die Unstimmigkeiten zwischen Kaiser Joseph II. und Siebenbürgens Gubernator hatten einen Höhepunkt erreicht. Von Brukenthal wurde aus dem Staatsdienst entlassen, und, um den Schein zu wahren, „zugleich aber, um ihm ein Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit über seine bisher dem Staate geleisteten Dienste zu geben, ihm das Großkreuz des St. Stephansordens“ verliehen.

Einige Träger dieses hohen Ordens haben sich in dem Ordenskleid bildlich verewigen lassen, so auch von Brukenthal. Der

Königlich-Ungarische St. Stephans-Orden kann als einer der ersten Verdienstorden Europas betrachtet werden. Erreichbar war er aber nur für den Adel. Im Falle der Großkreuzler, der dritten und höchsten Stufe des Sankt Stephans-Ordens, musste mindestens eine viergradige Adelsprobe vorgewiesen werden. Samuel von Brukenthal hätte diese Probe nicht bestanden. Der Großmeister des Ordens hatte aber das Recht, in Ausnahmefällen die eisernen Bestimmungen des Statuts außer Kraft zu setzen, was Kaiser Joseph II., seinerzeit Großmeister des Ordens, im Falle von Brukenthals tat.

Samuel von Brukenthal empfand die Verleihung der höchsten Stufe des Ordens als eine außergewöhnliche Ehrung. In seinem Palais in Hermannstadt, im bevorzugten Empfangszimmer, hing das Bild des Freiherrn in Lebensgröße, im prächtigen Ordenskleid, ihn als Großkreuzler darstellend.

Seit 2021 steht in Hermannstadt auf dem Großen Ring eine monumentale Plastik, die von Brukenthal in vollem Ornat zeigt. Man kann sich getrost fragen, was der so Geehrte selbst dazu meinen würde. Noch zu Lebzeiten bekannte er in einem Brief: „Ich sehe mich von einem neuen Geschlecht umringt, die das nicht sind, was wir waren und nicht leisten können, was ich bedarf. Das ist, glaube ich, die Lage aller Alten, und ob es gleich schwer ist, sich darein zu finden, so muss es doch sein.“

Josef Balazs studierte Germanistik und Romanistik an der Universität in Hermannstadt/Sibiu. Er ist u.a. Mit-herausgeber der Fotobände „Der Befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen“ (Berlin 2018) sowie „fremd : vertraut. Hermannstadt: Kronstadt – zwei Städte in Siebenbürgen“ (Berlin 2021).

Antitrinitarismus in Siebenbürgen oder siebenbürgischer Antitrinitarismus?

VON EDIT SZEGEDI

Der Antitrinitarismus als Zweig der radikalen Reformation wurde nicht in Siebenbürgen erfunden. Aber in Siebenbürgen wuchs er über eine Sekte hinaus, wurde zur Religion des fürstlichen Hofes, prägte die Religionspolitik des noch sehr jungen Staates und wurde 1595 zu einer der vier rezipierten Religionen des Fürstentums. Es gab also nicht nur den Antitrinitarismus in Siebenbürgen, sondern auch einen siebenbürgischen Antitrinitarismus, der sich von dem polnischen Antitrinitarismus unterschied. Äußerst verkürzt können die beiden Versionen des Antitrinitarismus folgendermaßen voneinander unterschieden werden: der siebenbürgische war theologisch radikal und sozial und politisch gemäßigt, der polnische hingegen theologisch gemäßigt und sozial und politisch radikal.

Die Anfänge des Antitrinitarismus in Siebenbürgen sind unzertrennlich mit der Entstehung und Konsolidierung des siebenbürgischen Staates verbunden. Aber die Geschichte des Antitrinitarismus war ebenfalls unzertrennlich mit Klausenburg (rum. Cluj, ung. Kolozsvár) verknüpft. Der siebenbürgische Antitrinitarismus war sowohl mit dem polnischen Antitrinitarismus als auch mit der westeuropäischen religiösen Dissidenz eng verbunden. In dieser Hinsicht war er die internationalste religiöse Bewegung Siebenbürgens.

Der siebenbürgische Antitrinitarismus ist Teil der Biographie von Franz Davidis (Dávid Ferenc; 1520-1579). Der Klausenburger Reformator stammte aus einer siebenbürgisch-sächsischen Handwerkerfamilie (seine ungarische Mutter ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts). Er wuchs zweisprachig auf und predigte als Klausenburger Stadtpfarrer (1556-1579) auf Deutsch, als Hofprediger in Weißenburg (rum. Alba Iulia, ung. Gyulafehérvár) auf Ungarisch. Er disputierte und schrieb auf Latein und Ungarisch. Die sprachliche Komplexität von Davidis spiegelte die Komplexität der Lage in Klausenburg sowie der Reformation in Siebenbürgen wider.

Für die Klausenburger Reformation sowie für den Antitrinitarismus spielte die Zweisprachigkeit der Stadt eine grundlegende Rolle. 1458 wurde das Ofener Recht eingeführt, wodurch die Stadt im politisch-juristisch Sinn binational wurde, d.h., die Verwaltung wurde von beiden Nationen, der ungarischen und sächsischen, ausgeübt, die die Sitze in der Hundertmannschaft, im Senat sowie die Ämter des Stadt- und Königsrichters paritätisch und jährlich wechselnd ausübten.

Franz Davidis hatte bis 1564 eine erfolgreiche, doch nicht außergewöhnliche Laufbahn gehabt: nach dem Studium an der Weißenburger Domkapitelsschule sowie am Studium Coronense besuchte er die Wittenberger

Universität, wurde anschließend Pfarrer in Klausenburg. Als er 1555 nach Klausenburg kam, hatte die Stadt zwar eine reformatorische Gemeinde, geleitet von Kaspar Helth (Heltai Gáspár), doch hatte die Stadt die Reformation offiziell noch nicht angenommen. Das geschah erst 1556, als der streng reformierte Statthalter Péter Petrovics in Klausenburg einzog.

1557 wurde Franz Davidis zum ersten Bischof der ungarischen, genauer gesagt der mehrheitlich ungarischsprachigen Gemeinden Siebenbürgens und 1564 zum Prediger des Weißenburger Hofes berufen. Der berufliche Aufstieg von Davidis verlief parallel zu seiner theologischen Entwicklung. Von der Theologie Wittenberger Prägung (1557-1559) führte ihn sein Weg zur Abend-

mahltheologie der Schweizer Reformation (1559-1566) zur antitrinitarischen Theologie (1566-1579) zum Nonadorantismus (Nichtanbetung Jesu Christi). Während in der frühen Phase der antitrinitarischen Reformation, als es um die Fragen der Trinitätslehre und Christologie ging, Davidis eine große Anzahl Anhänger um sich scharen konnte, verlor er später viele seiner Anhänger, die seine Radikalisierung und die damit verbundene Aufgabe der letzten Reste der überlieferten christlichen Theologie nicht mehr nachvollziehen konnten.

1564 wurde Davidis auf Veranlassung des Hofarztes Giorgio Biandrata zum Hofprediger berufen. Biandrata war ein italienischer Glaubensflüchtling, der sowohl aus katho-

lischen als auch aus reformatorischen Gebieten fliehen musste, da seine Theologie die Grundlagen der christlichen Lehre, die die Katholiken und Protestanten gleichermaßen teilten, wie die Trinitätslehre, als unbiblich und als Ursünde der christlichen Theologie bezeichnete.

Biandrata fand Unterstützung beim jungen Herrscher Johannes II. (auch als Johann Sigismund bekannt). So konnte in Siebenbürgen das Udenkbare geschehen,



Franz Davidis war ein unitarischer Theologe und bedeutender Vertreter der Reformation in Siebenbürgen.

Quelle: Aladár Körösfői-Kriesch - <http://www.americanunitarian.org/AUCHistory.htm>

nämlich, dass die radikale Reformation nicht gegen, sondern mit der Unterstützung der politischen Macht durchgesetzt wurde.

1570 erlebte die antitrinitarische Bewegung ihren Höhepunkt, doch Davidis war weiterhin unzufrieden, weil noch Fragen offenblieben. In seiner Not schrieb er Jacobus Palaeologus, einem ehemaligen Dominikaner griechischer Herkunft. Unter Jacobus' Einfluss änderte die antitrinitarische Theologie ihren Kurs. Während in der ersten Phase der antitrinitarischen Bewegung in Siebenbürgen die als Mängel empfundenen Aspekte der reformatorischen Theologie durch die Ablehnung der Trinitätslehre, durch eine neue Christologie sowie Tauftheologie und eine neue Herangehensweise an die monotheistischen Religionen „repariert“ werden sollten, verabschiedete sich der Antitrinitarismus in der zweiten Phase von der Reformation selbst.

Palaeologus strebte eine Theologie an, die religiös den Dialog mit dem Islam und politisch jenen zwischen dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und dem Osmanischen Reich ermöglicht hätte. Er arbeitete eine Heilslehre aus, mit der sich die Anhänger der drei monotheistischen Religionen – ausgehend von ihren theologischen Grundlagen und heiligen Schriften – mit minimalen Zugeständnissen identifizieren konnten.

Die wichtigste Leistung von Palaeologus für die weitere Entwicklung des siebenbürgischen Antitrinitarismus



Giorgio Biandrata war ein italienischer Arzt, Diplomat und einer der Mitbegründer der unitarischen Kirchen in Polen und in Siebenbürgen.

Quelle: <http://www25.uua.org>

war aber die Verneinung vor der Gottheit Christi und die Aufwertung des Alten Testaments auf Kosten des Neuen. Unter Palaeologus' Einfluss entwickelte sich der Antitrinitarismus in Siebenbürgen zu einer Religion, die weder als katholisch noch als protestantisch bezeichnet werden konnte.

Eine entscheidende Rolle spielte dabei Matthais Vehe-Gliurius, dessen Buch „Mattanjah“ zur theologisch-philologischen Grundlage des Sabbatarianismus wurde. Mit dem Sabbatarianismus, dem sich Davidis nicht anschloss, entstand eine Version des Antitrinitarismus, die durch die Rückkehr zur religiösen Praxis des Judentums das Christentum selbst überwand.

Franz Davidis erarbeitete seine eigene Version des radikalen Antitrinitarismus, nämlich den Nonadorantismus

oder Nichtanbetungswürdigkeit Jesu Christi. Dadurch entfernte sich Davidis auch von der Mehrheit seiner Glaubensbrüder. Sein Förderer und früherer Mitstreiter Giorgio Biandrata kehrte sich schließlich gegen ihn, weil er in Davidis eine existentielle Gefahr für den siebenbürgischen Antitrinitarismus sah. Im Einverständnis mit dem katholischen Fürsten Christophor Báthory wurde der schon schwerkranke Davidis (1.-3. Juni 1579) an den Fürstenhof zitiert, ein Prozess gegen ihn geführt und er anschließend zur Festungshaft verurteilt. Davidis starb am 15. November 1579 auf der Diemricher Burg (rum. Cetatea Deva, ung. Déva vára).

Franz Davidis, der Antitrinitarismus und Klausenburg

Dass Davidis 1556 zum Stadtpfarrer gewählt wurde, hatte sehr viel mit seiner Zugehörigkeit zur sächsischen Nation zu tun, denn sie verfügte über das Monopol des Stadtpfarramtes mitsamt dessen Besitz. 1568 brach ein Konflikt zwischen den beiden Nationen wegen des Stadtpfarramtes sowie den damit verbundenen Besitztümern aus, der für Klausenburg, Davidis und die Reformation in Siebenbürgen von grundlegender Bedeutung war.

Kurz zusammengefasst ging es darum, dass die ungarische Nation auch an der Besetzung des Stadtpfarramtes sowie an den Besitztümern der Plebanie teilhaben wollte. Entgegen älterer Interpretationen verteidigten sowohl Kaspar Helth als auch Davidis den Standpunkt der sächsischen Nation. Es gelang der ungarischen Nation, ihre Forderung durchzusetzen, so dass das 1458 eingeführte Ofener Recht nun auch für das kirchliche Leben der Stadt galt. In der Stadtpfarrkirche (Michaelskirche) wurde abwechselnd auf Deutsch und Ungarisch gepredigt (je nach der Muttersprache des Stadtrichters), das Amt des Stadtpfarrers wurde beiden Nationen zugänglich, während beide Nationen die Besitztümer der Plebanie verwalteten. 1568 wurde also die Reformation in Klausenburg als Stadtreformation vollendet: Stadt und Kirche bildeten eine Einheit.

Der Antitrinitarismus und die siebenbürgische Religionspolitik (1566-1595)

Jenseits der Synodalprotokolle erfahren wir über die Anfänge des Antitrinitarismus in Siebenbürgen aus den Stadtprotokollen von Klausenburg. 1566 verordnet der Stadtrat, dass die Verkündigung im Sinne der Synodalbeschlüsse von Neumarkt (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely) über die „Dreiheit“ (statt Dreifaltigkeit) zu erfolgen habe. Bis 1568 berichtet das Protokoll über heftige Auseinandersetzungen, Ermahnungen an die Prediger, ihrem Vorgesetzten (Davidis) in der Verkündigung zu folgen, ja sogar über Todesdrohungen gegen den Stadtpfarrer.

In den Landtagsprotokollen der Jahre 1566-1568 ist aber nichts davon vermerkt. Stattdessen erfahren wir von der Ausweisung der konversionsunwilligen katholischen sowie der orthodoxen Geistlichen, die sich weigern,

mit dem rumänischen Superintendenten über die Bibel zu disputieren. Um den berühmten, aber kaum gelesenen und obendrein mit dem Landtagsbeschluss von 1595 verwechsellten Landtagsartikel von 1568 verstehen zu können, müssen wir von seiner Vorgeschichte ausgehen, die die beiden Landtagsartikel von 1566 bilden. Denn entgegen der weitverbreiteten Meinung, dass es im Landtagsbeschluss von 1568 um die Anerkennung der vier rezipierten Religionen, Katholizismus, Calvinismus, Luthertum und Unitarismus gehe, ist das Gegenteil der Fall. Es geht nämlich nicht um die Anerkennung von bestehenden Konfessionen, die es teils legal nicht mehr gab (Katholizismus), noch nicht gab (Luthertum) oder deren Existenz in dieser Zeit schwer zu bestimmen ist (Reformiertentum), sondern um protestantische, nicht konfessionell gebundene Verkündigungsfreiheit, an der weder die Katholiken noch die Orthodoxen teilhatten.

Der Landtagsbeschluss von 1568 verlagert hingegen die Entscheidung der theologischen Fragen vom Landtag zu den (politischen wie religiösen) Ortsgemeinden, und sichert die Wahl- und Verkündigungsfreiheit für Gemeinden wie auch Prediger, die weder von weltlichen Behörden noch von den Superintendenten beschnitten werden durften. Die Superintendenten verfügten demnach nicht mehr über das Recht und die Pflicht, die Einhaltung der Lehre zu prüfen, so dass eher von der Verhinderung der Konfessionsbildung als von ihrer Anerkennung gesprochen werden kann.

Dass die Antitrinitarier eine wichtige Rolle in der Religionspolitik des noch jungen siebenbürgischen Staates spielten, ist bekannt. Da aber nur die Landtagsartikel, also das Endergebnis, erhalten geblieben sind, können wir die Vorarbeiten nicht mehr rekonstruieren. Es gibt allerdings Hinweise auf den theologischen Hintergrund der politischen Entscheidungen von Hof und Ständen, die in der zweiten Hälfte der 1560er-Jahre mehrheitlich antitrinitarisch waren. Sie waren nicht daran interessiert, eine Kirche neben den anderen zu werden und somit die Spaltung der Reformation in Konfessionen zu zementieren, sondern diese durch gewaltlose Mittel aufzuheben.

Der Tod von Johann Sigismund am 14. März 1571 und die Wahl von Stephan Báthory, einem bekennenden Katholiken, in das Amt des Fürsten läutete eine Wende in der Religionspolitik ein. Stephan Báthory, der 1576 auch zum König von Polen gewählt wurde, praktizierte seinen Glauben privat, da der Katholizismus 1566 in den Untergrund gezwungen wurde. Vorerst konnte er keine Maßnahmen zugunsten seines Glaubens durchsetzen. Was er hingegen tat, war die Stärkung des trinitarischen

Protestantismus (Luthertum und Calvinismus) auf Kosten des Antitrinitarismus. Erst in den 1570er-Jahren können wir von Konfessionsbildung und Konfessionen sprechen. Das legale Mittel zur Durchsetzung dieser Politik war das sogenannte Innovationsgesetz von 1572, welches weitere Änderungen in der Lehre verbietet, die über den Bekenntnisstand zur Zeit des verstorbenen Fürsten (1571) hinausgehen.

Dieses Gesetz wurde öfter erneuert und seine Fassung von 1578 diente als rechtliche Grundlage für den

Prozess und die Verhaftung von Davidis. Für den Antitrinitarismus war dieses Gesetz ein schwerer Schlag. Die Antitrinitarier formulierten zwar Bekenntnisse, diese aber hatten einen provisorischen Charakter: In ihnen wurden die Ergebnisse einer bestimmten Forschungsetappe zusammengefasst und konnten deshalb leicht überwunden und sogar verworfen werden. Das Innovationsgesetz sollte also den Antitrinitarismus zwingen, eine Konfession mit einer normierten verbindlichen Bekenntnisgrundlage zu werden.

Nach der Verhaftung von Davidis und seiner Absetzung als Bischof und Stadtpfarrer von Klausenburg entwickelte sich der Antitrinitarismus in eine gemäßigte Richtung, wobei aber sein theologischer Pluralismus bis 1638 erhalten blieb. Der Antitrinitarismus hörte auf, die Zielscheibe der repressiven Maßnahmen zu sein, denn die mehrheitlich protestantischen Stände hatten einen neuen Feind gefunden, die Jesuiten und den Katholizismus.

Als auf dem Landtag im April-Mai 1595 vier Konfessionen als „rezipierte Religionen“ anerkannt wurden, nämlich

Katholizismus, Calvinismus, Luthertum und „Arianismus“, erhielt der Antitrinitarismus zum ersten Mal einen Namen, auch wenn dieser ein polemischer war.

Auf dem Landtag von 1600 wird der Antitrinitarismus unter dem heute bekannten Namen erwähnt, und zwar Unitarismus. Dieser nichtpolemische, neutrale Name, der das Wesen der antitrinitarischen Theologie sehr treffend zusammenfasst, ist aber trügerisch. Denn erst im 17. Jahrhundert und unter den reformierten Fürsten begann die schwerste Zeit des siebenbürgischen Antitrinitarismus, der, obwohl eine rezipierte Religion, dennoch an den Rand der Auflösung gelangte.

Assoc.-Prof. Dr. Edit Szegedi lehrt am Departement für Internationale Beziehungen und Deutsche Studien der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg. Zuletzt erschien von ihr die Studie „Ringens um den einen Gott. Eine politische Geschichte des Antitrinitarismus in Siebenbürgen im 16. Jahrhundert“ (Göttingen 2023).



Stephan Báthory war 1571–1576 gewählter Fürst von Siebenbürgen und ab 1576, als König von Polen und Großfürst von Litauen, gleich seiner Gemahlin Anna Jagiellonica, gewähltes Staatsoberhaupt von Polen-Litauen. Quelle: Martin Kober – www.facebook.com

Europäische Perspektiven: Die Republik Moldau

VON HANS RUDOLF WAHL

Vom 24. bis 26. November 2023 fand unter der Leitung von Gustav Binder im „Heiligenhof“ in Bad Kissingen ein interdisziplinäres Seminar zur Geschichte und Gegenwart der Republik Moldau statt. Der Schwerpunkt lag auf den europäischen Perspektiven dieses Landes, das durch den Angriffskrieg Russlands auf die benachbarte Ukraine in den Fokus der aktuellen europäischen Politik gelangt ist. Die Historische Kommission des Bessarabiendeutschen Vereins beteiligte sich als Kooperationspartnerin der Tagung, ebenso Dr. Heinke Fabritius als zuständige Kulturreferentin der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien sowie die Deutsch-Rumänische Gesellschaft (Berlin).

Den Auftakt der Veranstaltung machte am 24. November Ksenia Ciuvaseva (Berlin) mit dem Film „Tracing Tango Echo Tango“, der in die 1990er-Jahre eintaucht und die äußere und vor allem auch die innere Verlorenheit vieler Menschen in den ehemaligen Sowjetrepubliken nach dem Kollaps der Sowjetunion in eindringliche Bilder fasst; Bilder, die das Schicksal von Piloten in jenen Jahren nachzeichnen, die sich mit ihren nicht mehr konkurrenzfähigen Flugzeugen aus sowjetischer Produktion als ‚Busch-Piloten‘ in Afrika verdienen mussten, um so ihren Lebensunterhalt und den ihrer Familien bestreiten zu können.

Der nächste Tag begann mit einem (wegen Erkrankung online gehaltenen) Vortrag von PD Dr. Svetlana Suveica (Regensburg), die einen einleitenden Überblick über die Geschichte der Moldau vom Fürstentum zur Republik gab, der vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart reichte.

Dr. Hans Rudolf Wahl (Bremen) referierte sodann über „die erste Unabhängigkeit der Moldau“, über Bessarabien am Ende des Ersten Weltkriegs 1917/18 und die langfristigen Folgen des Umbruchs jener Monate, der das Land zwischen Dnjestr und Pruth zu einem Teil Rumäniens werden ließ.

PD Dr. Mariana Hausleitner (Berlin) thematisierte hiernach die „Nationalitätenpolitik in Bessarabien 1918 – 1945“. In der Zwischenkriegszeit zeitigte eine zunehmend nationalistisch geprägte Politik in Rumänien wachsende Konflikte, die insbesondere auch in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen begründet lagen. Mit dem Hitler-Stalin-Pakt kam das Gebiet 1940 zunächst zur Sowjetunion, wurde dann während des Zweiten Weltkriegs von der deutschen Wehrmacht sowie den verbündeten rumänischen Truppen besetzt und am Ende dieses Krieges erneut von der UdSSR annektiert. Die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen fällt in diesen Zusammenhang. Deportationen in sowjetische

Straflager sowie insbesondere der Holocaust waren die Tiefpunkte der Herrschaft der Diktaturen jener Zeit über Bessarabien, die bis heute fortwirkende Folgen für die Bevölkerung des Landes haben. Der Völkermord an der jüdischen Bevölkerung und den Roma Bessarabiens war dabei ein durchaus eigenständiges Unterfangen des rumänischen Diktators Ion Antonescu.

Dr. Cornelia Schlarb (Marburg) berichtete über „die Hauptstadt Kischinew und ihre Deutschen“ und begab sich dabei insbesondere auf eine kirchengeschichtliche „Spurensuche in der evangelisch-lutherischen Gemeinde 1825 bis 2023“, erinnerte aber ebenso an die stadtgeschichtlich zentrale Rolle des Bürgermeisters Karl Schmidt, der dieses Amt von 1877 bis 1903 innehatte.

Dr. Björn Opfer-Klinger (Leipzig) widmete sich sodann der ganz eigenen, von Brüchen und Kontinuitäten gezeichneten Geschichte des Budschak, also jenes Gebietes im Süden Bessarabiens, das nicht Teil der heutigen Republik Moldau wurde, sondern der Ukraine, in dem die Mehrheit der Bessarabiendeutschen lebte.

PD Dr. Dietmar Müller (Leipzig) gab daraufhin einen Überblick über die wechselhafte Geschichte der russisch-rumänischen Beziehungen von der rumänischen Staatsgründung 1859/1866 bis zur Gegenwart. Diese setzten stets den politischen Rahmen für das Geschick Bessarabiens und der Republik Moldau – von der Großmächte-Politik des 19. Jahrhunderts über die Zwischenkriegszeit, die Zeit des Zweiten Weltkrieges und der kommunistischen Diktaturen bis hin zur postkommunistischen Ära nach 1989/1991.

Der dritte und letzte Tag der Veranstaltung begann mit einem sprachgeschichtlich orientierten Vortrag von PD Dr. Günter Koch (Passau) über die „Sprachpolitik und sprachliche Varietäten der Bessarabiendeutschen bis zur Umsiedlung 1940“, wobei insbesondere der Bedeutung der tradierten dialektalen Einflüsse für die Umgangssprache nachgespürt wurde.

Abschließend zeichnete Dr. Josef Sallanz (Berlin) „die politischen Entwicklungen in der Republik Moldau“ nach der Erlangung der Unabhängigkeit von der Sowjetunion 1991 detailliert nach und gab einen sehr instruktiven Überblick über den aktuellen Stand der politischen Veränderungen im Lande sowie mögliche Zukunfts-Szenarien.

Die Beiträge dieser Tagung sollen in einem Sammelband veröffentlicht werden, der in Vorbereitung ist.

Dr. Hans Rudolf Wahl ist Vorsitzender der Historischen Kommission des Bessarabiendeutschen Vereins (Stuttgart).

Tätigkeitsbericht 2023

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Das Jahr 2023 brachte deutliche Veränderungen im Vorstand der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG). Der langjährige Präsident Dr. Gerhard Köpernik hatte bereits ein Jahr zuvor angekündigt sein Amt 2023 abgeben zu wollen. Auch Hermine-Sofia Untch kündigte an, nicht mehr als Vizepräsidentin kandidieren zu wollen. Unsere langjährigen Vorstandsmitglieder Wilfried Lohre sowie Mona Vintilă stellten sich nicht mehr zur Wahl. Auf der Mitgliederversammlung am 29. November 2023 im Restaurant „Charlottchen“ wurden Robert Schwartz, der ab 1992 bis vor Kurzem bei der Deutschen Welle für das Rumänienprogramm zuständig war, zum neuen Präsidenten und Janka Vogel zur Vizepräsidentin der DRG gewählt. Tony Krönert, Christof Kaiser und Dr. Raluca Fritzsch wurden in ihren alten Funktionen bestätigt, Hermine-Sofia Untch verblieb als Beisitzerin im Vorstand, neu gewählt wurden Daniela Boltres und Joachim Krauß sowie Dr. Natalia Toma als Schriftführerin.



Der am 29. November 2023 neugewählte Vorstand der DRG: (v.l.n.r.) Joachim Krauß, Tony Krönert, Daniela Boltres, Janka Vogel, Robert Schwartz, Dr. Natalia Toma, Hermine-Sofia Untch, Dr. Raluca Fritzsch und Christof Kaiser. Foto: Josef Sallanz

Im Berichtsjahr 2023 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage und Facebook

Die Website der DRG (www.deruge.org) ist ein zunehmend wichtiges Medium zur Kommunikation mit Mitgliedern und Interessierten, vor allem aber für die Öffentlichkeitsarbeit der Gesellschaft geworden. Die Aktualisierung, Pflege und Überarbeitung der Website führte auch 2023 Janka Vogel durch. Da stellenweise professionellere Unterstützung nötig war, sind im Herbst 2022 Angebote von IT-Dienstleistern zur Betreuung der Website eingeholt und im Februar 2023 wurde dann nach Rücksprachen im Vorstand die Firma

Webhilfe.net GbR mit der Erstopoptimierung der Website beauftragt. Es konnten die Sicherheit der Seite erhöht und die Strukturierung beziehungsweise Darstellung der Inhalte optimiert werden. So wurde die Seite zu unseren Kooperationspartnern ansprechender gestaltet und in der Kategorie „Über uns“ der Unterpunkt „Chronik“ eingefügt, wo Tätigkeitsberichte und Berichte über DRG-Jubiläen versammelt sind. Umfassend überarbeitet und einheitlich gestaltet wurde 2023 auch die Übersicht über vergangene Veranstaltungen (Archiv). Für die Zukunft bleibt die Bereitstellung aktueller und relevanter Informationen für eine interessierte Öffentlichkeit und die verbesserte Bebilderung der Seite eine wichtige Aufgabe.

Die Beliebtheit unserer Facebook-Seite (<https://www.facebook.com/deruge.org>) ist im Vergleich zum Vorjahreszeitraum weiter gewachsen. 2023 klickten über 70 neue Facebook-Nutzer auf „gefällt mir“; etwa ebenso viele neue Abonnenten sind dazugekommen. Durch eine (kostenpflichtige) Werbeaktion von Juli bis Oktober 2023 konnte die Reichweite der Facebook-Seite von durchschnittlich wenigen hundert auf zeitweise über 3.000 Adressaten gesteigert werden. Die statistische Auswertung ergab, dass ca. 60 Prozent Frauen und 40 Prozent Männer unserer Seite folgen; die meisten sind im Alter von 25 bis 54 Jahren. Rund ein Fünftel von ihnen kommt aus Berlin. Insgesamt hat die Seite im Ländervergleich die meisten Fans in Deutschland (70 Prozent) und Rumänien (20 Prozent). Die Administration der Seite wurde in 2023 weiterhin durch Janka Vogel und Tony Krönert gewährleistet. Für die Zukunft sind die Verknüpfung mit rumänienbezogenen Facebook-Gruppen und das Posten von Veranstaltungen (Jour fixe) wichtige Aufgaben.

„Deutsch-Rumänische Hefte“

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind 2023, wie auch in den letzten zwölf Jahren, unter der Leitung von Dr. Josef Sallanz in zwei Ausgaben mit einer Auflage von jeweils 600 Exemplaren erschienen. Das Lektorat der Beiträge in der Zeitschrift besorgten Jan-Peter Abraham, Dr. Christian Frankenfeld, Dr. Daniel Gruschke, Marianne Theil und Illa Weber-Huth; für Satz und Layout der DRH war Brigitta-Ulrike Goelsdorf verantwortlich.

In der Halbjahresschrift der DRG erhalten nicht nur junge Wissenschaftler und Publizistinnen die Möglichkeit, über ihre Forschungsprojekte zu Rumänien, der Republik Moldau und den Beziehungen des rumänischsprachigen zum deutschsprachigen Raum (und umgekehrt)

für ein breites Publikum zu berichten. Dies führt zu einer großen Vielfalt an populärwissenschaftlichen Artikeln in den DRH. Damit wird eine breite Zielgruppe erreicht, die an Rumänien und der Republik Moldau interessiert ist. Hinzu kommen noch die zahlreichen Buchbesprechungen, die die Neuerscheinungen in deutscher Sprache zum rumänischsprachigen Raum vorstellen. In den beiden Ausgaben der DRH von 2023 wurden insgesamt 33 Bücher besprochen, die diesen Raum zum Thema haben. Die Rezensionen sollen als Anregung dienen, sich



Robert Schwartz stellt sich den DRG-Mitgliedern vor. Foto: Josef Sallanz

weiter mit Rumänien und der Moldau zu beschäftigen. Die Mitglieder der DRG erhalten die DRH automatisch zugeschickt. Andere interessierte Personen können die Zeitschrift gegen eine Spende beziehen, indem sie beispielsweise der Redaktion (redaktion@deruge.org) eine kurze Nachricht zukommen lassen.

Die DRH werden zudem von bedeutenden deutschen Bibliotheken archiviert wie der Staatsbibliothek zu Berlin, der Bayerischen Staatsbibliothek in München oder den Bibliotheken des Herder-Instituts für Ostmitteleuropaforschung in Marburg, des Leibniz-Instituts für Länderkunde in Leipzig, des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen, des Siebenbürgen-Instituts in Gundelsheim bei Heidelberg, des Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung in Regensburg, des Instituts für Auslandsbeziehungen in Stuttgart und weiterer wichtiger Institutionen sowie in Rumänien von der Bibliothek der Rumänischen Akademie (Bukarest). Somit ist gewährleistet, dass unsere Zeitschrift auf lange Sicht auch von zum rumänischsprachigen Raum arbeitenden Wissenschaftlern gesichtet werden kann.

Jour fixe

Im Berichtsjahr haben insgesamt sechs Jour-fixe-Veranstaltungen stattgefunden. Das beherrschende Thema waren die Auswirkungen der russischen Invasion in der Ukraine auf Rumänien und die Republik Moldau.

Februar: Republik Moldau – das unbekannte Land. Sechs Jahre in Chişinău

Der Chefredakteur der DRH, Dr. Josef Sallanz, berichtete über seine sechs Jahre als Lektor des Deutschen

Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in der Republik Moldau. Das DAAD-Lektorat Moldau hat seinen Sitz an der Staatlichen Pädagogischen Ion-Creangă-Universität Chişinău, ist aber auch zuständig für die anderen moldauischen Universitäten mit Deutsch-Unterricht in Bălţi, im gagausischen Comrat und in den transnistrischen Städten Tiraspol und Râbnîţa. Dabei hatte Sallanz nicht nur seine Tätigkeiten und Erfahrungen im universitären Bereich im Blick, sondern berichtete auch über die äußerst turbulenten politischen Entwicklungen, die Auswirkungen der Coronapandemie sowie den Umgang mit der Fluchtbewegung, die die Moldau nach dem russischen Angriff auf die Ukraine zu bewältigen hat.

März: Rumänien – ein Jahr nach Ausbruch des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine

Der Journalist und Rumänienkenner Robert Schwartz berichtete über die drei Millionen ukrainischen Geflüchteten, die unmittelbar nach Kriegsbeginn die Grenze nach Rumänien passierten, über die Angst, im Land selbst von Russland angegriffen zu werden, aber vor allem legte er den Fokus auf das bevorstehende Superwahljahr 2024 in Rumänien. Unzufriedenheit mit der Regierungskoalition (Sozialdemokratische Partei – PSD, Nationalliberale Partei – PNL, Ungarischer Verband – UDMR) und steigende Umfragewerte für die rechtsnationalistische Partei AUR gäben Anlass zur Sorge. Bei den bevorstehenden Wahlen komme es aber auf die Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Lage in Rumänien – im Schatten des Krieges in der Ukraine – an.

April: Das Rumänische Kulturinstitut in Berlin während des Zweiten Weltkriegs

Unser Beiratsmitglied Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen beleuchtete in seinem Vortrag die Gründung des Rumänischen Kulturinstituts im Jahr 1940 durch den Philologen Sextil Puşcariu. Die Gründung des Instituts sei schon früh eine Herzensangelegenheit von Puşcariu gewesen. Der Erste Weltkrieg und die Zwischenkriegszeit verhinderten die Gründung. Erst 1940 war es dann so weit, allerdings unter ganz anderen politischen Vorzeichen. Die Vermittlung rumänischer Kultur war nur eines der Ziele des Instituts, das, ähnlich wie sein Pendant in Rumänien, auch Propagandazwecken diene.

Mai: Hilfe für Flüchtlinge aus der Ukraine und die aktuelle Sicherheitslage in Moldova

Unser Mitglied Julian Gröger lebt seit 2017 in Chişinău und hat schnell reagiert, als sich unmittelbar nach dem russischen Angriff auf die Ukraine am 24. Februar 2022 eine Flüchtlingswelle über die Republik Moldau ergoss. Praktisch über Nacht mussten 300.000 Menschen mehr (etwa 10 Prozent Bevölkerungszuwachs),

meist Frauen mit Kindern und ältere Menschen, versorgt werden. Gröger rief eine Initiative ins Leben, um moldauische Gastfamilien bei ihren Hilfsunternehmungen zu unterstützen und startete damit eine beispiellose Spendenaktion. Auch viele Mitglieder der DRG haben dafür gespendet. Diskutiert wurde auch die Energiekrise (die Preise hatten sich verfünffacht) und wie das kleine Land resilienter auf die Preisschocks am Energieweltmarkt reagieren könnte. Die Veranstaltung fand auf Einladung des Bundestagsabgeordneten und Vorsitzenden des Deutsch-Moldauischen Forums, Johannes Schraps, im Paul-Löbe-Haus statt.

Juni: Entdeckungen im Land der Bären und Kettensagen

Hans Hedrich, Umweltaktivist aus Rumänien, schilderte in seinem reich bebilderten Vortrag eindrucksvoll, wie in großem Stil Rumäniens intakte Wälder veräußert, zerschreddert und verheizt werden. Mafiöse Strukturen begünstigten den illegalen Holzschlag, von dem eine österreichische Firma ganz besonders profitiere. Lokale Umweltschützer hätten es schwer, dagegen vorzugehen, sie würden von korrupten Politikern und deren Helfershelfern massiv bedroht, mehrere Förster hätten ihren Einsatz sogar mit dem Leben bezahlt.

September: Wie die Republik Moldau mit den Herausforderungen der russischen Invasion in der Ukraine umgeht

Der moldauische Botschafter in Deutschland, Aureliu Ciocoi, sieht sein Land durch die militärische Aggression Russlands in der Ukraine vor eine Reihe beispielloser Herausforderungen gestellt: hunderttausende ukrainische Flüchtlinge, Beeinträchtigung der traditionellen Handelsrouten und Exporte moldauischer Waren, Energieknappheit sowie die härteste Hyperinflation in der Region. Trotz der Beeinträchtigungen in allen Bereichen des täglichen Lebens, sei es gelungen, die



*Staffelstab-Übergabe im DRG-Präsidium: Robert Schwartz (l.v.l.) übernimmt von Dr. Gerhard Köpernik (2.v.l.) das Amt des Präsidenten, Janka Vogel (2.v.r.) folgt Hermine-Sofia Untch (l.v.r.) im Amt der Vizepräsidentin.
Foto: Daniela Boltres*

Krise einigermaßen glimpflich zu überstehen. Entscheidend hierbei sei die enorme Unterstützung der Europäischen Union und ihrer Mitgliedstaaten, einschließlich Deutschlands, gewesen. Ganz besonders würdigte der Botschafter die enorme Solidarität und Großzügigkeit der moldauischen Behörden und Bürger gegenüber den ukrainischen Geflüchteten. Der Jour fixe fand in der Botschaft der Republik Moldau in Berlin auf Einladung des Botschafters statt.

Musikstipendien

Die DRG vergab 2023 erneut Kleinstipendien von jeweils 300,00 Euro an zwei Schüler und eine Schülerin des Sigismund-Toduță-Musiklyzeums in Klausenburg/Cluj-Napoca. Die Preisträger sind Luca Bojan (Klarinette), Lóránd Kerekes (Fagott) und Mara Lădar (klassische Gitarre).

Spenden

Die DRG spendete 300,00 Euro an die Rumänienhilfe. Zudem konnten Spenden in Höhe von 985,20 Euro für die Organisation *Societatea Română Speranța* in Temeswar/Timișoara gesammelt werden.

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2023 konnte wir insgesamt acht Personen neu in der Gesellschaft begrüßen. Die Anzahl der Austritte, meist aus Altersgründen, belief sich auf zwei Personen. Sieben Mitglieder wurden auf Grundlage von § 5 unserer Satzung aus der DRG ausgeschlossen und von der Mitgliederliste gestrichen, da sie mehrfachen Aufforderungen, offene Mitgliedsbeiträge (es handelte sich um mehrere Jahre) zu begleichen, nicht nachgekommen sind. Die aktuelle Mitgliederzahl beträgt 81 Personen.

Hermine-Sofia Untch ist Beisitzerin im Vorstand der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.



*Die drei DRG-Stipendiaten des Klausenburger Musiklyzeums mit ihrer Direktorin: (v.l.n.r) Antonella Filip, Luca Bojan (Klarinette), Lóránd Kerekes (Fagott) und Maria Lădar (klassische Gitarre).
Foto: Ingrid Siebenschuh*

Der Exilroman eines Zauberkünstlers

VON VALERIU P. STANCU

Norman Maneas Roman-Collage „Der Schatten im Exil“ (die rumänische Originalausgabe mit dem Titel „Umbra exilată“ erschien 2021 im Polirom Verlag) kann als Fortsetzung – teilweise auch als Ergänzung – anderer nach 1990 veröffentlichter Schriften des im Exil lebenden Autors verstanden werden, insbesondere des Romans „Die Rückkehr des Hooligan. Ein Selbstporträt“ (rumänische Originalausgabe 2003, deutsche Übersetzung im Hanser Verlag 2004) mit seinem ausgeprägten autobiographischen Charakter. Schon im vorangegangenen „Selbstporträt“, einem Hybrid zwischen Fiktion und Erinnerungen, war die Fragmentierung des erzählerischen Diskurses ein zentrales Merkmal. Der neue Band zeichnet sich darüber hinaus durch eine stark dekonstruierte Erzählung aus, dem Werk einer mit den Regeln der Konstruktion jonglierenden Erzählinstanz.

Die Hauptfigur ist erklärtermaßen ein Äquivalent von Peter Schlemihl, eine Art Antiheld aus Adelbert von Chamisso's Erzählung. Tatsächlich definiert sich der Held der Roman-Collage als Zirkus-Experte, als „Alles-Durcheinanderbringer“ oder auch als „Tölpel“, was teilweise Chamisso's (Anti-)Helden entspricht, der seinen Schatten verkauft. Die literarische Tradition des Schattens wird in Maneas neuem Roman jedoch mit der des Exils zusammengeführt, eine Kombination, die den Fortgang der Erzählung bestimmt und eine Interpretation des Helden als einen „misanthropischen Nomaden“ ermöglicht.

Ohne kontinuierlichen Erzählstrang schildert Manea die Ereignisse, die sein romanhaftes Leben bestimmen: Die abenteuerliche Befreiung des Erzählers aus dem Land, in dem die Ceaușescu-Diktatur herrscht, die Reise mit seinem Freund Günther durch ein Berlin unter Transformationsdruck, die kräftezehrende Überquerung des Ozeans (welche als wahre Befreiung empfunden wird) und, abschließend, die sehr langsame Anpassung an die Gegebenheiten des amerikanischen Kontinents. In diesem Sinne ist die Anwesenheit einer Schnecke namens George im Universum des Helden (und auf dem Schutzumschlag des Buches) nicht zufällig.

Der Diskurs gehorcht den Prinzipien der Fragmentarität: Vorangestellt sind eine Prämisse, ein kurzer Aufenthalt im Museum der Migration und eine Verkörperung des literarischen Typs Schlemihl. In dem als Einstieg in die Fiktion gezeichneten Teil findet sich eines der längsten dialogischen Fragmente, das eine Begegnung mit dem Oberst der Securitate beinhaltet. Der Dialog mit dem offiziellen Vertreter offenbart einerseits den beim Erzähler ausgelösten Schock eines neuen Exils

und andererseits einen für die Darstellung des Helden bezeichnenden Begriff: die „Wirklichkeitsangst“.

Die gewählte Formel der Narration ist ein Heteroklit, der sich durch den Versuch erklären lässt, die inhaltliche Hybridität eines Traumas zu erfassen, für das es keine Chance auf Heilung gibt (die Kindheitserfahrung der Deportation nach Transnistrien, gefolgt von einer prekären Existenz unter der stalinistischen Diktatur und dem nationalistischen Ceaușescu-Regime). Es ist daher nur natürlich, dass die Grenze zwischen Fakt und Fiktion oft verwischt wird, gerade um die Notwendigkeit zu unterstreichen, aus dem zu engen Kreis des Traumas auszubrechen.

Als künstlerischer Prozess im Allgemeinen ist die Collage eine Kombination aus imaginären und textlichen Sequenzen, aber auch eine Pluristratifizierung. Dies scheint dem Autor das geeignetste Verfahren zu sein, um eine Existenz zu beschreiben, in der ein Exil über ein anderes Exil gelegt wurde. Dementsprechend ist dies das Werk eines Zauberkünstlers: Neben den (Alp)Träumen, den Briefen, den Tagebuchseiten, eigenen Vorlesungen und Aufsätzen der Studierenden über das Exil bilden auch längere Erzählfragmente über die zweideutige Beziehung zur Schwester Agatha/Tamara/Tamar, den in Berlin zurückgebliebenen alten Freund Günther, die geheimnisvolle Jenny und die von der schattenbesessenen Sisi faszinierten Eva das komplexe Universum des Buches.

In der sehr gelungenen und eleganten Übersetzung von Ernest Wichner bietet Norman Maneas Roman-Collage dem deutschsprachigen Leser ein Meisterwerk, das aus einer „nomadischen“ Sichtweise heraus eine umfassende Darstellung des Exils versucht.



Norman Manea

Der Schatten im Exil. Roman.

*Übersetzt aus dem Rumänischen
von Ernest Wichner. Hanser Verlag,
München 2023, 320 Seiten,
28,00 Euro.*

Ein Mädchen kämpft sich durchs Leben

VON ANKE PFEIFER

Eine mit reichlich sauberem Wasser gefüllte Badewanne, ein großes weiches Bett, drei Mahlzeiten, Butter, Honig, dazu Radiomusik, teure neue Kleidung – ein Traum für das siebenjährige Mädchen, das die Ziehmutter Tamara aus dem Kinderheim nach Chişinău geholt hat. So umsorgt fühlt sich Lastotschka, russisch für Schwalbe, von nun an so genannt, wie neugeboren. Aber auch dieser neue Lebensabschnitt, der ihr eine völlig andere Welt eröffnet, ist kein Paradies, denn Tamara fordert Gehorsam, erzieht und formt sie mit teils drastischen Methoden nach ihren Vorstellungen mit der Absicht, ihr so eine gute Zukunft zu ermöglichen. An der Seite von Tamara muss das Mädchen Flaschen sammeln gehen, um den gemeinsamen Lebensunterhalt zu sichern. Und vor allem soll sie sofort die russische Sprache erlernen. Das Mädchen möchte lernen, aber das Opfer ist groß.

Tatiana Țibuleac konnte bereits mit ihrem 2021 in deutscher Übersetzung erschienenen Roman „Der Sommer, als Mutter grüne Augen hatte“ (s. Rezension in DRH 1/2022) großen Erfolg verzeichnen. War es dort eine Mutter-Sohn-Geschichte, so stehen nun ein Mädchen und ihre Ziehmutter im Mittelpunkt.

In 166 Kapiteln, manche nur wenige Zeilen lang, berichtet Lastotschka von ihrem Leben bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr. Es werden jeweils kleine Ereignisse oder Reflexionen geschildert, die mosaikartig den Alltag der beiden und das Treiben in einer kleinen Wohnanlage herausarbeiten. Die Nachbarn lieben das Mädchen, auf dem idyllischen Hof verbringen die dort wohnenden Erwachsenen und Kinder fröhliche Stunden. Trotz Gerede gibt es Zusammenhalt, Freude und in der Not gegenseitige Hilfe. Doch die patriarchalischen und autoritären Strukturen die Gesellschaft prägen die Menschen. Sie sind körperlich oder seelisch versehrt, vom Krieg gezeichnet, dem Alkoholismus verfallen. Die Mädchen und Frauen, die in ihren traditionell vorgegebenen Rollenklischees aufgehen, erleben Enttäuschungen und teils schreckliche Drangsalierungen durch Männer. Gewalt ist allgegenwärtig. Doch Lastotschka verfolgt trotz vielfältiger Hindernisse ihr Ziel, einmal Ärztin zu werden. Auf dem Weg dorthin wird sie hart und rücksichtslos, bleibt die Menschlichkeit zuweilen auf der Strecke.

Die Erzählung erfolgt rückblickend aus der Perspektive der erwachsenen Frau, die das Geschehen einordnet und wertet. In einigen Kapiteln wechselt der Fokus auf die jüngere Vergangenheit oder gar Gegenwart der Erzählenden. Das ist zunächst etwas verwirrend, zumal Lastotschkas Ziehmutter und später ihre eigene Tochter den gleichen Vornamen tragen. Aber im Verlauf der Handlung schält sich das Leben dieser auch späterhin vom Schicksal gebeutelten Frau immer deutlicher heraus.

Den zeitlichen und historischen Rahmen für diese Entwicklungsgeschichte und für die dramatischen Veränderungen im Leben der Menschen im Umfeld bilden die 1980er- und 1990er-Jahre, angefangen von der neuen Politik Gorbatschows, auch in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik spürbar, hin zum Zerfall der Sowjetunion und zur Gründung der Republik Moldau. Hier ist einiges Vorwissen über die jüngere Geschichte der Moldau erforderlich, Kenntnisse, die bei der deutschsprachigen Leserschaft nicht generell vorausgesetzt werden können. Die Historie wird eher indirekt, zum Beispiel durch das Alkoholverbot, thematisiert. Eine zentrale Rolle spielt dagegen das erwachende Selbstbewusstsein der Einwohner moldauischer Herkunft, das zu einer Aufwertung der *moldauischen Sprache* führt. Lastotschka, die als kleines Kind damit aufwuchs, wird von ihrer Ziehmutter zum Erlernen der russischen Sprache gezwungen, in den 1980er-Jahren unabdingbare Voraussetzung für den Aufstieg in der städtischen Gesellschaft. Schließlich findet sie zum Ende der Schulzeit wieder zum Moldauischen zurück, das nun aber mit lateinischen Buchstaben geschrieben wird und sich als Rumänisch entpuppt. Dies und die Suche nach ihren Eltern führt sie schließlich nach Rumänien, wo sie ihren Traumberuf studieren wird.

Die literarische Sprache wechselt zwischen poetischem Duktus mit lyrischen Passagen und schonungslosen Beschreibungen von Repressionen, ja sogar Folter, durch Schutzbefohlene wie Heimangestellte und Lehrer oder durch Ehemänner oder Freier. Ernest Wichner hat sich wieder als sensibler Übersetzer erwiesen und auch dem Russischen in der mündlichen Sprache Platz geschaffen. Irritierend ist die Wahl des Begriffs „Internat“ für Kinderheim, in dem das kleine elternlose Mädchen zuvor lebte. Dieser spannende Roman ist nur zu empfehlen.



Tatiana Țibuleac

Der Garten aus Glas. Roman.
Aus dem Rumänischen von
Ernest Wichner. Schöffling &
Co. Verlag, Frankfurt am Main
2023, 271 Seiten, 25,00 Euro.

Die Suche nach der eigenen Klangfarbe

VON MIRIAM PFEIFFER

„Paul war mein bester Freund. Ich weiß nicht, wer ihn erschossen hat.“ Von der ersten Zeile an weiß der Leser von der Katastrophe in dem von Sehnsucht nach Freiräumen und eigenen Wegen handelnden Debütroman des Bukarester Philosophieprofessors Cătălin Partenie. Das auf Englisch verfasste Manuskript wurde vom Autor selbst ins Rumänische übersetzt und im Polirom-Verlag erstveröffentlicht, die vorliegende deutsche Übersetzung von Eike Schönfeld erfolgte aus der überarbeiteten englischen Version. In dem Roman erzählt Ștefan, kurz Fane, einem Adressaten, dessen Identität man erst am Ende erfährt, die Geschichte seines charismatischen Jugendfreundes Paul und vom Wunsch, der Enge des kommunistischen Rumäniens zu entfliehen.

Im September 1988 lernt der Schüler Fane den vier Jahre älteren Philosophiestudenten und begnadeten Schlagzeuger Paul in einem Tonstudio kennen. Pauls offene Art und seine überraschenden Rhythmen auf dem Instrument imponieren dem musikbegeisterten Fane, der nun jede freie Minute mit seinem Idol verbringt. Paul fällt mit seiner Unangepasstheit nicht nur musikalisch auf. Regimekritische Witze und ironische Provokationen handeln ihm zunächst an der Universität und später im Restaurant, in dem er sich als Schlagzeuger in einer Band seinen Lebensunterhalt verdient, Ärger ein. Als er eine Wächtertätigkeit in einem verlassenen Theaterdepot annimmt, eröffnet sich eine ungeahnte Möglichkeit: Die Heranwachsenden haben plötzlich einen Ort, an dem sie sich vollkommen ihrer musikalischen Leidenschaft hingeben können. Zusammen mit Pauls Freundin Oksana richten sie sich in der Halle ein und schaffen sich so einen persönlichen Freiraum, den sie „Die goldene Höhle“ nennen. Fane, der sich in der Zwischenzeit eine E-Gitarre gekauft hat, spielt sich zusammen mit Paul in eine andere Welt – bis Paul ins Ausland flieht und damit zunächst spurlos verschwindet.

Trotzdem ist Paul nicht weniger präsent als zuvor: Seine Abwesenheit verbleibt den Zurückgebliebenen vielmehr als Projektionsfläche für ein besseres, freies Leben. Im Dezember 1989 entlädt sich die Spannung zwischen der ersehnten Selbstbestimmung und den beengenden Lebensverhältnissen. Auch Fane lässt seiner Frustration während der Fernsehübertragung von Ceaușescus letzter Rede in einem eigenen, persönlichen Showdown freien Lauf: „Dann machte ich etwas, was nur Ritchie Blackmore konnte. Ich schmiss die Gitarre auf den Boden, sprang mit den Füßen darauf, packte sie am Hals und haute sie in den Fernseher.“ In der unübersichtlichen Lage während der Revolutionstage erreicht Fane schließlich die Nachricht, dass der heimlich

zurückgekehrte Paul vor dem größten Bukarester Plattenladen „Muzica“ erschossen wurde.

Der Roman nähert sich einer Vielzahl komplexer Themen, die verdichtet einen intensiven Einblick in die Restriktionen der Zeit geben: Zensur, Lebensmittelknappheit und kalte Heizungen sind dauerpräsent, kommunistische Propaganda und alltägliche Absurditäten werden karikiert. Auch Flucht durch die Donau, Liebe, Parteipolitik, der Abriss Bukarester Stadtviertel und illegale Grenzübertritte nach Rumänien werden angeschnitten. Diese Fülle überfrachtet das Buch jedoch und lässt die Handlung bisweilen konstruiert wirken. Und es mag an Partenie's Liebe zu Platon liegen, dass der Roman ausufernd dialoglastig ist. Daraus ergeben sich aber inhaltliche Verständnisprobleme, die ungeschickt in Figurenrede oder mit altklugen Nachträgen des Ich-Erzählers aufgefangen werden müssen, um Handlung, Witze oder historische Hintergründe zu erläutern. Daneben gibt es einige übersetzungsspezifische Ungenauigkeiten, wie abweichende Übertragungen desselben Ausdrucks, oder Anglizismen, die im Musikjargon durchaus passend sind, jedoch den Lesefluss an anderen Stellen unnötig stören.

Stark ist der Roman dort, wo die Begeisterung für Rockmusik überspringt, wo man dem Wunsch der Protagonisten nach eigenen Wegen nachspüren kann, und trotz allem deutlich wird, wie fragil Freiheit ist: „Bei Musik geht's nicht drum, wie die Leute dich *finden*...“, sagt Paul zu Fane. „Und sei frei! Hab keine Angst und mach.“ Insgesamt aber wäre inhaltlich wie sprachlich ein sorgfältigeres Lektorat sowohl der Originalfassung als auch der Übersetzung für eine harmonische Komposition wünschenswert gewesen. So bleibt dieser *Coming-of-Age*-Roman hinter seinen Möglichkeiten zurück, ist als leicht lesbare Lektüre aber durchaus unterhaltsam.



Cătălin Partenie

Die Goldene Höhle. Roman.
Übersetzung aus dem Englischen von Eike Schönfeld. Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 2023, 176 Seiten, 17,99 Euro.

Adrian Schiops Roman „Soldaten. Geschichte aus dem Ferentari“

„Kriechen gehen“

VON DANIEL GRUSCHKE

Adrian, 40, „schüchtern, unverheiratet, kinderlos“, wohnt in einer verdreckten Wohngemeinschaft im Ferentari, dem ärmsten Viertel Bukarests, das man sich wie Neukölln in Berlin vorstellen kann, bevor es anfing, hip zu werden: Armut, Obdachlosigkeit, Kriminalität, Drogenkonsum. Eigentlich schreibt Adrian an seiner Doktorarbeit über *Manele* – „Roma-Musik“. Eigentlich. „In Bukarest konnte ich mich nicht richtig konzentrieren, dauernd lud mich einer auf ein Bier ein und wenn nicht, dann trugen mich meine Füße von alleine in eine der Kneipen im Viertel – und am nächsten Tag hatte ich einen schweren Kopf und immer so weiter.“

Den Job als Journalist für ein Intellektuellenblatt hat er aufgegeben. Seine Freundin Ana hat sich von ihm getrennt – oder hat er sich von ihr getrennt? Jedenfalls hat sie ihm die Episode mit dem armen Schlucker vom Kronstädter Bahnhof nicht verziehen. Das setzt ihm zu. „Die Vertrautheit mit ihr fehlte mir am meisten – ihr Geschlecht, auch wenn ich ziemlich schnell gelernt hatte, es zu bedienen, war der letzte Teil Ihres Körpers, mit dem ich mich angefreundet hatte... Aber sogar so verdreht und verkorkst hatte diese Beziehung für mich einen gefühlsmäßigen Komfort bedeutet, den ich so noch nie gehabt hatte, sie war der Verband auf meinen Ängsten und schrecklichen Zuständen, die mich mein Leben lang verfolgt hatten, bis ich 36 wurde und sie kennenlernte.“

Dann sind da noch seine „Freunde“, zum Beispiel Andrei, um die 35, „auch andersrum“, dessen einzige Beziehung die mit einem 17-jährigen Klebstoff-Schnüffler war. Oder Dan, der christliche Dichter, der Schriftsteller wurde, um an junge Mädchen zu kommen. Oder Marinela, „der Traum aller Arschlöcher: blond, blaue Augen und babyrosa Teint“, die sich mit einem Dealer einlässt und ihn dazu bringt, seinen Audi gegen ein Fahrrad einzutauschen und ein paar Kilo abzunehmen.

Im *Zeicani*, einer der heruntergekommenen Kneipen im Ferentari, lernt er Alberto kennen, einen Rom, 120 Kilo schwer, ein Cousin des berühmten Borcan, dem Gangsterboss. Alberto hat 14 seiner 33 Jahre im Gefängnis verbracht und ist „wirklich furchterregend mit seiner heiseren lauten Stimme, ein riesiges Gespenst, das nach Knast stinkt, mit gebrochenem Nasenbein wie ein ehemaliger Boxer, mit einem Tattoo auf dem Hals und einer Old-School-Frisur, nach hinten gekämmtes geöltes Haar wie bei einem italienischen Mafiosi; na ja, vielleicht ist das gar nicht so wichtig, sondern seine Haltung, ein Schlägertyp mit einem brüchigen Lachen, das unvorhersehbar in Wut umschlagen kann.“

„Kriechen gehen“ bedeutet: den Mund halten. Homosexualität ist etwas, das man tut und worüber man schweigt. „Küss mich“, sagt Alberto, und als sie

ausgezogen im Bett liegen: Wie viel Geld verdienst Du so? „Ich verdiente 2.200, aber hatte grad noch genug Grips um zu lügen, 1.700.“ Was sich daraus ergibt, könnte man vielleicht *amour fou* nennen, wenn „Liebe“ dafür das passende Wort wäre.

„Soldaten“ erzählt eine Geschichte, die stellenweise nur schwer zu ertragen ist, allerdings weniger aufgrund der bisweilen drastischen Szenen, als vielmehr wegen des erzählenden Ichs, das Protagonist zu nennen man sich scheut, denn darin birgt sich das Wort *agon*, Kampf, und das setzt so etwas wie Anstrengung voraus, Willenskraft, ein Ziel oder einen Vorsatz. Aber in „Soldaten“ ist all dies eitel und im Grund auch falsch wie billige Schminke auf dem Pockengesicht der Geschlechtslust, des Konsums und der einen oder anderen Marotte. So sieht man Adrian mit wachsendem Überdruß dabei zu, wie ihn „seine Füße von alleine“ ebenso willenlos wie umständlich durch seine eigene Geschichte stolpern lassen und er nicht nur an der (Psycho-)Analyse seiner Mutter scheitert. Man kann das spielerisch finden – oder ärgerlich. „Soldaten“ geht jegliche Spannung ab, weil sich der Fortgang mit fast mathematischer Präzision vorhersagen lässt. Die Mechanik unter der Oberfläche des Absurden ist simpel, das Chaos gleichsam deterministisch.

Wovon erzählt „Soldaten“? Von Homosexualität im brutalen Hetero-Milieu der Gangster, Herumtreiber und Junkies? Von Antiziganismus am Rande der Gesellschaft? Von menschlichen Sehnsüchten und Hoffnungen inmitten unmenschlicher Zustände? Vielleicht. Vor allem aber von Adrian und seinen Neurosen, die das Geschehen mit naturgesetzlicher Notwendigkeit auf das absehbare Ende zusteuern. Und das Ferentari-Viertel? Eine austauschbare Kulisse, die für Exotik sorgt – wie das Neukölln der Neukölln-Bücher. Seine Bewohner hätten Besseres verdient.



Adrian Schiop
Soldaten. Geschichte aus dem Ferentari. Roman. Aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme. Buchverlag Text/Rahmen, Wien 2023, 352 Seiten, 18,00 Euro.

Kindheitserinnerungen aus der Zukunft

„Brunnentore“ – die Tore zur Welt

VON MARIA MUSCAN

Geschichten erzählen und werden erzählt. Es ist eine therapeutische Erfahrung für alle Beteiligten, denn Geschichten sind der Kern der Welt. Viele Geschichten werden auch in Eginald Schlattners jüngstem Roman „Brunnentore“ erzählt, erschienen 2023 im Ludwigsburger Pop-Verlag und am 27. April desselben Jahres auf der Leipziger Buchmesse vorgestellt.

Der Ich-Erzähler legt selbst den Rahmen fest, er ist der zweiundfünfzigste und letzte evangelische Pfarrer aus Rothberg/Roşia bei Hermannstadt/Sibiu in Siebenbürgen, der an seinem Schreibtisch Kindheitserinnerungen hochkommen lässt. Es sind Bilder, Gefühle, Ereignisse aus seiner frühen Kindheit, die „gewiss so gewesen sind. Und wenn nicht, so hätten sein können“ (S. 13). Dem Leser ist's, als wäre er dabei, als säße er im selben Raum und folge einer Menschenstimme. Allmählich fühlt man sich als Teil der Geschichte, Teil des innerlichen Tumults eines kleinen Jungen, der die Welt zu verstehen versucht. Dabei rückt nur die kindliche Perspektive in den Vordergrund, kein Filter des Erwachsenen ist spürbar, und das ist für sich genommen ein Meisterwerk der Literatur.

Den Titel des Romans erklärt schon das Bild auf dem ersten Umschlag, auf dem ein kleiner bewachsener Teich und eine rot gestrichene Holzbank zu sehen sind. Kurtfelix, der jüngere Bruder des Erzählers, deutet für sich, dass im „Wasserloch die Frau Holle zu Hause war, darum: Brunnentor“ (S. 30), ein Begriff, der sich leitmotivisch durch alle Geschichten zieht. Nur für die deutschen und ungarischen Buben und Mädchen aus Szentkeresztbánya (rum. Mina Sfânta Cruce, dt. Karlshütte) im Szeklerland ist das Brunnentor die Grenze zwischen Kindheit und Erwachsensein, das Portal zwischen zwei Welten, an die sie ganz fest glauben. In einer gemütsbewegenden Episode wird an den Versuch des fünfjährigen Kurtfelix erinnert, über das sogenannte Tor zu Frau Holle zu entfliehen. Für den älteren Bruder, selbst noch im Märchenalter, bleibt die Szene zunächst sehr glaubhaft, bis ihn die Unbeweglichkeit des kleinen Körpers unter Wasser in die Wirklichkeit zurückbringt und ihn zum Handeln bewegt. Auch andere Brunnentore öffnen sich dem Erzähler im Laufe des Lebens. So auch, nachdem er als Bauleiter im Banat Ställe und Heuschuppen errichten und Brunnen bohren musste, aus jedem Mammutbrunnen Wasser zog und geheime Liebesbriefe in einem Brunnen verbarg.

Erzählt wird von einer Zeit und einem Raum, die den Kindern gehörten, denen die Eltern, die Nachbarn, die Großfamilie Vieles verbargen, sogar den verheerenden Krieg. Erinnerungsfetzen werden aufgearbeitet, deren Wirkung bis in die Gegenwart reichen. So zum Beispiel

ein Perserteppich, der im Rothberger Pfarrhaus nach fast neunzig Jahren als Zeitzeuge längst vergessener und vergangener Schritte dient: „Ich stelle mir vor, dass unser Teppich Schritte behalten hat. [...] Ich glaube sogar, dass der Teppich die Umrisse der Toten bewahrt hat, pietätvoll hingelegt, ehe der Sarg bereitstand“ (S. 56).

Erzählt wird auch die Geschichte einer politischen Implikation, die den Kindern natürlich verheimlicht wurde, deren unschuldige Gemüter aber dennoch stark beeinflusste. Beim Damen-Kränzchen jeden Mittwoch wurde die jüdische Gattin des Fabrikdirektors eingeladen und von allen Damen mit Gleichgültigkeit und großer Zurückhaltung behandelt. Nur die Mutter des Erzählers kümmerte sich vorbildhaft rührend um die elegante, zurückhaltende Frau.

Vielen charismatischen, archetypischen Gestalten der Siebenbürger Sachsen der 1930er-Jahre sind Geschichten gewidmet. Geschichten über die „missliche“ Malytante, die kein Blatt vor den Mund nahm und immer dann erschien, wenn es Probleme in der Familie gab. Über Großeltern und Großtanten, insbesondere aber über die Spiegelgenossinnen Irénke und Ildikó, über die abwesende Vaterfigur und das Findelkind Engelbert, „früheste Erinnerungen, die herbeigaukeln und die geschuldet sind dem vergrübelten Spürsinn eines Buben“ (S. 13), der historische Begebenheiten anders wahrnimmt als die Erwachsenen und diese viele Jahrzehnte später literarisch aufarbeitet.

„Ich selbst bin hier der letzte Pfarrer“ (S.14), heißt es im schlichten Ton der Erinnerung, denn [...] „uns Siebenbürger Sachsen gibt es nicht mehr, aber wir sind noch immer da“ (S. 66). Deutsch ist eigentlich die Sprache der Grabsteine in einem multikulturellen Raum geworden, dem der Autor mit diesem ausgezeichneten Roman ein Denkmal setzt.



Eginald Schlattner
Brunnentore. Roman. Pop Verlag, Ludwigsburg 2023, 320 Seiten, 25,00 Euro.

Franz Hodjaks neuer Lyrikband „Im Ballsaal des Universums“

Cosmic Dancer

VON CHRISTIAN FRANKENFELD

Der 1944 im siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu geborene Franz Hodjak veröffentlichte bereits im Jahr 2022 gleich vier Gedichtbände: „Was nie wieder kommt“, „Gedenkminute für verschollene Sprachen“, „Alles wurde privatisiert, selbst die Funklöcher und die Schatten in Platons Höhle“, „Hin und nicht zurück“. Ein Jahr später gibt es einen weiteren Lyrikband des Autors zu bestaunen: „Im Ballsaal des Universums“ lautet der Titel der von Enikő Dáczy herausgegebenen Anthologie, in deren Zentrum die nicht enden wollende Bewegung eines Rastlosen steht.

Insgesamt 92 Gedichte führen den Leser scheinbar planlos an eine Vielzahl von Orten, darunter Caféhäuser, die Stadt Linz, Mittelmeerstrände, die Seine, die Carmague und die Karpaten. Flucht, Wanderschaft, Vagantentum sind Begriffe, mit denen das lyrische Ich seine Heimatlosigkeit beschreibt. Stets ist sein Leben Bewegung und Suche. Vereinzelt begegnen ihm Menschen, vor allem aber sind es die Kräfte der Natur, die im Zentrum seines Erlebens stehen: „Hagelschläge. Wie ein Tamburinregiment / schlagen die Körner gegen Asphalt, / Blech und Ziegeln. Wer die Deckung / nicht schnell genug erreicht, wird / erschlagen“. Hinzu kommt ein mitunter wehmütiges Sich-Erinnern an vergangene Tage: „Wir pilgerten oft / in die Karpaten, dort sind Seen, / die sich selbst in Märchen sehen / lassen können.“ Allerdings lässt der nüchterne, oft auch zynische Blick keinen Raum für gar zu große Sentimentalität: „Die Stadt war heiß und staubig / wie die Hoffnung. / Niemand hatte geahnt, / dass die Geschichte doch / noch die Kurve / kriegt.“

Umso stärker ist das Bewusstsein für die Endlichkeit des eigenen Daseins ausgeprägt, sei es in Form der Suche nach den „letzten Beeren / des Vorjahrs“ oder des „letzte[n] Tanz[es]“ im Herbst, „Zeit / der scharfen Konturen, der Verluste“. Musik und Tanz sind ein prägendes Motiv des Gedichtbandes, Referenzpunkte reichen von Verdi, Brahms und Schönberg über Marlene Dietrich bis hin zu Ray Charles, Chubby Checker und Stevie Wonder. Ist es ein kosmischer Tanz, der als Ordnungsprinzip dem allgegenwärtigen Chaos entgegengehalten wird? Diesen Eindruck vermittelt zumindest das Gedicht „Schneewalzer“, dem der Titel des Lyrikbandes entliehen ist: „Man tanzt / und tanzt über den Rand der Welt / hinaus, wo die Sterne den / Schneewalzer mittanzen und im / Ballsaal des Universums wird / weiter getanzt, bis ans Ende der / Welt, das sowieso nie kommt.“

Unweigerlich denkt der Leser an Rolf Bossert. Bereits Jahrzehnte vor Franz Hodjak hat dieser die Unendlichkeit des Kosmos in Kontrast zu Missständen auf Erden gesetzt, dabei aber einen klar politischen Akzent gesetzt: „Verbotsschilder sprechen für sich. / Und dennoch: Ich pfeif aufs Verbot! Im Sternenwald füttere ich / Den Großen Bären mit Brot.“ In gewohnter Manier lehnt Hodjaks Lyrik eine solch unmittelbar politische Kunst ab. Grund hierfür ist nicht zuletzt die konkrete physische Gefahr für den Dichter; Assoziationen zu Roland Kirsch und Rolf Bossert drängen sich auf: „Wir staunten ein wenig über / den Mut, denn die Texte waren hoch / politisch. An einem der kalten Wintertage / fand man ihn frühmorgens / neben seinen Manuskripten / erschlagen.“ Auch Sorge vor politischer Vereinnahmung mag eine Rolle spielen, heißt es doch über die Wirkungsmacht der Sprache: „Und die / Welt spendet laut Beifall und / schätzt am meisten / das, was sie nicht versteht.“ Vor allem aber kann ein konkreter politischer Ansatz den umfassenden Selbstansprüchen des lyrischen Ichs nicht gerecht werden: „Ich wollte / Klavierkonzerte besuchen, / das Nötige entdecken, / Eisblumen im Winter / von den Fenstern kratzen, / selbst entscheiden, / wer Freund und wer Feind ist, / Bohnensuppe aus der Dose essen. / Eine Zukunft wollte ich, / die für alle reicht.“

Jedem, der dazu bereit ist, sich mit Franz Hodjak auf eine von Erleben, Erleiden, Absurdität und Erkenntnis durchdrungene Reise zu begeben, muss sein aktueller Gedichtband dringend empfohlen werden. Man wünscht sich angesichts der nach wie vor wachsenden poetischen Stärke im Alterswerk des Autors, dass noch viele weitere Bände folgen werden.



Franz Hodjak
Im Ballsaal des Universums.
Gedichte. (Nachwort von Enikő Dáczy), danube books, Ulm 2023, 119 Seiten. 20,00 Euro.

Streifzüge durch das Labyrinth der Seele

VON MARIA ROXIN

Seit fünf Jahrzehnten schreibt die am 11. Dezember 1938 in der Banater Industriestadt Reschitz/Reșița geborene Autorin Aloisia Fabry unter dem Pseudonym Kristiane Kondrat. Ihre Kindheit und einen großen Teil ihrer Jugend verbrachte sie im ehemaligen kommunistischen Rumänien. Sie wirkte bis zu ihrer Ausreise im Jahr 1973 als Deutschlehrerin und Kulturredakteurin der „Neuen Banater Zeitung“. Die Erfahrung der Ausreise nach Deutschland dient Kondrat wie vielen anderen rumäniendeutschen Autorinnen und Autoren, die während des kommunistischen Regimes aus Rumänien emigriert sind, als Inspirationsquelle für ihre zukünftigen Werke.

1997 veröffentlicht Kondrat den Roman „Abstufung dreier Nuancen von Grau“, der von traumatischen Erlebnissen, von Verlusten und tiefsitzenden Ängsten unter der kommunistischen Diktatur erzählt. Dieser berührende Roman wurde 2019 bei danube books neu verlegt und ist inzwischen auch im E-Book-Format erhältlich. Das Vergangene, Zurückgelassene ist zwar ein rekurrendes Thema ihrer Texte, aber Kondrat ist keineswegs eine rückwärtsgewandte Autorin. Das beweist sie auch in ihrem jüngsten Band „Wer tanzt im Niemandsland“.

Wie bereits im Klappentext zu lesen ist, legt Kristiane Kondrat mit „Wer tanzt im Niemandsland“ ihr lyrisches Opus magnum vor. Das Buch enthält Gedichte, die vorwiegend im Zeitraum 2015 – 2021 entstanden sind, und beeindruckt nicht nur durch die tiefsinnigen Verse, sondern auch durch die hervorragende, sorgfältige Gestaltung durch den danube books Verlag.

Die insgesamt 180 Gedichte sind nach thematischen Schwerpunkten in sieben Teile gegliedert. In dem Vorwort, das Kondrat ihrer Lyriksammlung voranstellt, verweist die Autorin auf die Perspektive, aus der diese Gedichte verfasst wurden. Es handelt sich um die Sicht dessen, der „weggeht, einen Ort verlässt, unterwegs ist, um an einem anderen Ort anzukommen“ (S. 8). Seine Ankunft wird erst durch das Durchqueren eines Niemandslandes möglich (vgl. S. 8), aber die Reise durch das Niemandsland ist ebenso herausfordernd wie rätselvoll: „DIE STRAßEN abgestreift / ihr Bild im Kopf / mit kurzgefasster / Überzeugung / im Gepäck / und Notmünzen / in den Socken / suchst du nach den Wörtern / die niemand kennt / wenn du den Weg / über den Himmel nimmst: / Unten im Tal sitzt ein Gesetz / und über deinem Kopf / regiert ein andres“ (S. 12).

Man betritt eine Terra incognita, ein unberechenbares, traumartiges Territorium. Die Grenzen zwischen Wirklichem und Imaginärem sind meistens verwischt oder völlig aufgehoben. Kondrats Gedichte sind reich an

einprägsamen Bildern, die oft ins Surrealistische hinübergleiten: „Blitzschnell / zerreißt sich / der Nachttraum / mit einer halben / Wange im Kissen / die andere hellwach / an der Haltestelle / schmilzt die Zeit / in der Morgensonne / kommt ein Hut / ohne Kopf / (...)“ (S. 27).

Im vorletzten Teil des Gedichtbandes, den Kondrat „Mein weißes Haus“ betitelt hat, steht das „Zurückgelassene“ (S. 9) im Vordergrund: „Aus der Wand schaut ein Gesicht: / eine spät diagnostizierte Krankheit / Wenn es zu feierlich wurde / schaute sie immer so / Ich habe sie, zusammen (sic!) mit den anderen, abgehängt / Wie diese Gesichter immer still standen / in ihren Rahmen / im Herbst / wenn die Häuser zusammenrückten (sic!) // Die Tapete ist dunkler da / wo die Fotos gehangen haben / Jetzt suche ich ihre Namen / je einen für jede dunkle Stelle“ („Tapetenwechsel“, S. 169).

Die Loslösung von der vertrauten Welt, das Gefühl des Dazwischenseins und die Zuwendung zum Neuen sind Teile eines schmerzhaften, aber unvermeidbaren Prozesses, der die Existenz eines Auswanderers endgültig prägt. Wer diese tückische Reise bewältigt und einen Ausweg findet, gewinnt einen klaren, scharfen Blick (vgl. S. 8) auf die innere und äußere Wirklichkeit. Im letzten Teil des Bandes richtet sich dieser scharfsinnige Blick auf aktuelle Gesellschaftsthemen. Äußerst reizvoll ist der ironisch-satirische Ton der Gedichte: „Im Zweifelsfall drückt / einer den Knopf / bleibt auf dem / Teppich ein Trott / der auch am nächsten Tag / im Wege steht der / seine eignen Wege geht / ein Rumpf ganz / selbstständig / von Kopf und / ohne diesen / Nur ein Knopf / hält Jacke / über Bauch / so viele Bäuche / zu wenig Köpfe / nur Knöpfe“ (S. 201).

„Wer tanzt im Niemandsland“ ist ein anregender Lyrikband, den man nur nachdrücklich empfehlen kann. Kristiane Kondrat ist zweifelsohne ein literarisches Kleinod von hoher poetischer Intensität gelungen.



Kristiane Kondrat
Wer tanzt im Niemandsland.
Gedichte. danube books, Ulm
2023, 216 Seiten, 28,00 Euro.

Müssen wir uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen?

„Unglücklich ist ein Mensch, der nicht nein sagt.“

VON TOBIAS LARENZ

Nach „Wasserbuch“ (2011), „Hauthaus“ (2016, beide bei Suhrkamp) sowie „Cosmos!“ (2021, Matthes & Seitz) liegt nun mit „Stop. Die Pausen des Sisyphos“ der vierte Gedichtband Dana Rangas auf Deutsch vor, übertragen von Ernest Wichner.

Mit ihrer nüchtern, häufig schon an der Grenze zur Prosa angesiedelten Sprache evoziert Ranga biographisch bedeutsame Momente – den Tod der Eltern, eines Kindes, der Ehefrau – ebenso wie Szenen des alltäglichen Lebens. Charakteristisch dabei ist der oft jähe Umschwung in ein plötzliches Pathos und der Durchbruch aus der Enge des Alltags in kosmische Weiten, durchaus auch mit Verweis auf Motive der Raumfahrt – eine Thematik, welche die Dichterin wohl nicht erst seit dem 2021 auf Deutsch erschienen Gedichtband „Cosmos!“ beschäftigt. So setzt eines der Gedichte mit der Beschreibung eines Wohnblocks ein. Der Blick wandert vom Erdgeschoss nach oben, Stockwerk für Stockwerk. Jemand schaltet das Licht ein, Fenster werden geöffnet, geschlossen, eine alte Frau schüttelt ein Handtuch aus. Gleichzeitig hört man, wie ein Kind geschlagen wird – die Alltäglichkeit von seelischer und körperlicher Gewalt wird immer wieder thematisiert. Schließlich ist der Blick bei den Antennen auf dem Dach angelangt. Und dann: „Der Kosmos voller Galaxien / und Supernoven lastet auf einem Wohnblick mit / dünnen Wänden.“ Letzterer erscheint plötzlich als Weltraumrakete in Startposition, von der Sonne verwandelt „in ein glühendes Stück Kohle“.

Dieser nach oben wandernde Blick lässt bereits erkennen, wie wichtig bei der Gestaltung einzelner Gedichte wie auch der Gesamtkomposition des Bands Bewegung, Dynamik, Rhythmus sind. Konkret lassen sich zwei Bewegungen beobachten, welche parallel verlaufen und als ein wichtiges Ordnungsprinzip wirken: der Wellengang des Meeres und das Hinauf- und Herabrollen des Steins im Mythos von Sisyphos, auf den im Titel explizit verwiesen wird. In Wellen werden auch bestimmte Themen und Motive immer wieder ins Bewusstsein und an die Textoberfläche gespült, um dann zu verschwinden und vielleicht später erneut aufzutauchen. Verbunden mit einer oftmals auf visuellen Assoziationen beruhenden Verkettung der Gedichte ergibt sich so eine dynamische Ordnung, welche sich starren Kategorisierungen widersetzt und dem Rhythmus des Erinnerns und Träumens nahe steht; diese Form der Rhythmisierung tritt in Resonanz mit der Bewegungsform der Zeit: „Die Zeit gleicht dem Wasser, der Augenblick tropft / ins Ohr, durch die Schnecke, in Gedanken, die Zeit / die kreist wie eine Schnecke, die von oben herabfällt / ins Wasser.“

Diese Unterströmung interagiert mit einem weiteren, explizit gemachten Ordnungsprinzip des Gedichtbands: die einzelnen Texte sind auf vier Kapitel verteilt, deren Überschriften an ein Wörterbuch oder auch an eine linguistische Darstellung erinnern: „S, s [es]“, „T, t [te]“, „O, o [o]“, „P, p [pe]“. Mit den Kapitelüberschriften wird somit das titelgebende Wort „Stop“ in seine einzelnen Buchstaben analysiert, wodurch sich eine neue Sicht auf dieses öffnet: je zwei Buchstaben des Worts folgen im Alphabet in der entsprechenden Reihenfolge aufeinander, für alle vier Buchstaben ergibt sich aber keine solche Reihe. Erst durch diese Perspektive wird das in seiner Totalität nicht weiter hinterfragte Wort mit seinen Lücken sichtbar – was ist mit den Buchstaben geschehen, die im Alphabet zwischen „P“ und „S“ kommen? Und denen davor und danach?

Ranga, die nach einem ersten Abschluss in Medizin in einem Zweitstudium unter anderem auch Semiotik studierte, erweist sich hier als Dichterin mit einem kritischen Blick auf die Funktionsweise von Sprache als Zeichensystem. Kritisch nähert sie sich auch dem im Titel erwähnten Mythos von Sisyphos und tritt in einen Dialog mit Albert Camus' berühmter Interpretation desselben. Der Gestus des Bejahens spielt bei Camus eine wichtige Rolle. So schreibt er in *Der Mythos von Sisyphos*: „Der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung hört nicht mehr auf.“ Rangas Text liest sich an vielen Stellen wie ein entschiedener Einspruch gegen diese Positionierung. Sisyphos – gewissermaßen „ein Mensch ohne ‚Nein‘“ – erscheint in einem Gedicht als „Medaille mit nur einer Seite“, als „Hose, der ein Bein fehlt“, als „Mantel ohne Rücken“. Was würde es bedeuten, fragt sie in einem anderen Text, stattdessen nein zu sagen und „den Steinbrocken langsam, heimlich mit dem Fuß zum Rand der Schlucht zu stoßen“?



Dana Ranga

Stop – Die Pausen des Sisyphos.

Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2023, 76 Seiten, 20,00 Euro.

Briefe an den toten Günter Grass

VON MARIA IROD

In einem alten Fachwerkhaus in Schleswig-Holstein, das früher als Kirchspielvogtei diente und sich in einem kleinen Dorf unweit der Störmündung befindet, hat Günter Grass zwischen 1970 und 1985 gelebt und einige seiner wichtigsten Werke geschrieben, u.a. den allegorischen Roman „Der Butt“. Grass schenkte dem Land Berlin das von ihm erworbene Fachwerkhaus, das seither Wohnraum für literarische Residenzen bietet. Im Frühjahr 2021 verbrachte Carmen-Francesca Banciu als Alfred-Döblin-Stipendiatin drei Monate in Wewelsfleth, was sie zu dem Buch „Ilsebill salzt nach“ veranlasste.

Der intertextuelle Bezug zu „Der Butt“ wird bereits im Titel ersichtlich, denn Banciu zitiert im Präsens die rätselhaft-schöne Formulierung „Ilsebill salzte nach“, mit der Grass seinen Roman beginnt und die 2007 zum schönsten ersten Satz aller deutschsprachigen Romane und Erzählungen gewählt wurde. Man erwartet gerade angesichts der Gattungsangabe „Briefroman“ eine Art Replik auf Grass' Werk, die die Position der Frauenfigur Ilsebill einnimmt. Die Bezeichnung „Roman“ ist jedoch irreführend: Ein durchgängiger Handlungsfaden fehlt und Bancius Buch besteht vielmehr aus Aufzeichnungen von realen Erlebnissen der Ich-Erzählerin in Wewelsfleth, Erinnerungsbildern aus ihrer rumänischen Jugend, Selbstreflexionen und Kommentaren zum Tagesgeschehen. Das Epistolarische spielt allerdings eine wichtige Rolle: Es sind nicht nur die fiktiven Briefe an Grass, die sich die Ich-Erzählerin als tägliche Aufgabe stellt, die ihr bei der Sichtung ihrer Gedanken und Erinnerungen helfen, sondern auch Auszüge aus der Korrespondenz mit Menschen, deren Lebensgeschichten sie interessieren oder deren Berichte ihr bruchstückhaftes Bild von Grass ergänzen. Das verbindende Element zwischen den disparaten Aufzeichnungen ist der postume Annäherungsversuch der Ich-Erzählerin an den Menschen und Autor Grass, dessen Präsenz und Wirkung sie vor Ort nachspürt. Bancius Ich-Erzählerin gibt zu, dass sie vor dem Aufenthalt in Wewelsfleth „nicht viel am Hut mit Grass“ hatte und wundert sich über ihr wachsendes Interesse an diesem Vielschreiber, zumal sie selbst mit den „eigenen Spuren im Leben (...) sparsam umgehen“ und mit ihrem „Schreiben wenig Müll hinterlassen“ will.

Das Buch kommt zögerlich in Fahrt und die ersten Seiten, die kulinarische Ausführungen mit Beschreibungen des ehemals von Grass bewohnten Hauses und der dörflichen Umgebung kombinieren, lassen sich über das Motiv der Ernährung und andere subtile Anspielungen mit Grass' Erzählwelt und insbesondere mit dem Roman „Der Butt“ in Verbindung setzen. Langsam erweitert sich aber Bancius Text, in den verschiedene

Ausschweifungen, erzählerische Nebenstränge und poetische Versatzstücke einmontiert sind, zu einem dichten literarischen Gewebe. Die Ich-Erzählerin lässt in ihren Geschichten und Beobachtungen Figuren aus dem Umfeld Grass' aufleben und schlägt dabei Brücken zu Schicksalen aus dem vergangenen Dorfleben. Über eine längere Passage wird das alte Ehepaar Reimers porträtiert: die selbstbewusste Elsa, die als Kind im Rahmen der „Heim-ins-Reich“-Aktion aus Ostpreußen nach Deutschland kam, und der gutmütige Kurt, der als Standesbeamter Günter Grass und seine zweite Frau Ute getraut hat.

Außer den Zeitzeugen, die zu ihrer Beziehung zu Grass befragt werden, rücken auch andere Menschen in den Fokus, wie etwa die früh verstorbene Anna Frieda Wessel, deren Grab die Ich-Erzählerin aus ihrem Fenster beobachtet und deren lückenhafte Lebensgeschichte sie zu weiteren Recherchen im Kirchenarchiv anregt. Auch Bezüge zu anderen Interessenbereichen der Ich-Erzählerin werden hergestellt, indem zufällige Ereignisse, die tagebuchartig festgehalten und vom schreibenden Ich als Fügungen betrachtet werden, Anlass zu neuen Nebenerzählungen bieten. So berichtet etwa die Ich-Erzählerin anlässlich des Todes von Walter Kaufmann im April 2021 über ein gemeinsames Projekt mit diesem Berliner Autor und über ihre Untersuchungen zu den Kindertransporten nach Großbritannien. Im Zusammenhang mit dem Ableben der Witwe von Grass in demselben „grausamen“ April – der intertextuelle Verweis auf T. S. Eliots Gedicht durchzieht mehrere Buchstellen wie ein roter Faden – erwähnt die Ich-Erzählerin ihre Brieffreundschaft mit der Musikerin Bettina Hirschberg, deren Vorfahrin Sabine als Mitglied der Weißen Rose in Grass' Roman „Ein weites Feld“ vorkommt.

„Ilsebill salzt nach“ ist trotz der Informationsdichte in erster Linie ein poetischer Dialog der Autorin mit einem ihr bisher nicht sehr vertrauten Schriftsteller. Zum Teil liest sich das Buch wie eine Art literarische Werkstatt. Die Ich-Erzählerin verfällt der Magie der Dinge, die sie beschreibt, um sie besser zu verstehen. Sie feilt an ihren Sätzen, reflektiert über den Schreibprozess und gewährt Einblicke in die schriftstellerische Arbeit. Dabei entstehen mitunter ästhetisch sehr gelungene Passagen und auch „ungebetene“ Gedichte, die als poetische Momentaufnahmen für sich stehen, unterbrechen ab und zu den Erzählfluss.

Carmen-Francesca Banciu

Ilsebill salzt nach. Ein Briefroman. PalmArt Press, Berlin 2023, 300 Seiten, 25,00 Euro.

Eine Geschichte des Ankommens bei sich selbst

„Heimat“ im Plural

VON CHRISTINA WEIGEL

„Der lange Weg nach Hause“ führt zuerst durch die eigene Kindheit, scheint diffus, verklärt und unwirklich. Der erste Teil dieses einfühlsamen Romans, beginnend in den 1950er-Jahren, bewegt sich folglich vorrangig in der Kindheit der Erzählerin. Sie heißt Adriana. Aus der Distanz berichtet sie in der dritten Person von den Momenten, die dieses kleine Mädchen, ihr früheres Selbst, geprägt haben. Sie erzählt vom abwesenden Vater, vom schwierigen Stiefbruder, von der arbeitsamen analytischen Mutter. Manche Episoden kommen zweimal vor. Der Roman imitiert ein bisschen die menschliche Erinnerung, die wiederholt zu ausgewählten Erlebnissen und Orten zurückspringt. Einer dieser Orte ist der Garten der Großeltern, der sich in der Lidia-Straße 76 befindet. Für die kindliche und jugendliche Erzählerin ist es ein magischer Ort, zu dem ein verwachsener Feldweg führt. Es ist ein Ort, den ein Rosenmeer füllt, ein Ort, wo Küken vom Himmel fallen und Großmütter behände in Bäume klettern. Es ist der Ort, an den der stechende Duft von Tomaten die Erzählerin jeden Sommer zurücktransportieren wird. Es ist der Ort, dessen gewaltvolle Zerstörung das Ende der Kindheit und die Zeit des Aufbruchs markiert.

„Der lange Weg nach Hause“ führt auch entlang aller Freundschaften und Begegnungen, die Staunen machen, die ein warmes Gefühl der Vertrautheit erzeugen, die inspirieren und bestärken. So bewegt sich die zweite Hälfte des Buches häufiger in der Gegenwart und in jenen Erlebnissen, die die Erzählerin nach ihrem Umzug nach Heidelberg beschäftigen. Oft geht es um Menschen, die ebenfalls von Migration betroffen sind, deren Leben ganz anders als das der Erzählerin gestaltet ist und das doch diesen kleinsten gemeinsamen Nenner führt. Wir lernen den Afghanen Hakim kennen, der eine beliebte Imbissbude betreibt und „das Zeitgefühl seiner Heimat mit in die westliche Welt gebracht“ hat (S.164). Wir erfahren vom Amerikaner Jerome, der der frisch in Deutschland angekommenen Adriana das gemeinsame Lachen beibringt und ein guter Freund wird, den sie später dennoch aus den Augen verliert. Wir hören vom Iraker Momo, den Adriana eine Weihnachtszeit lang als Untermieter beherbergt und mit dem Sorgfalt und Zufriedenheit in ihr Haus einziehen. Diese und zahlreiche andere Begegnungen aktivieren ihr Nachdenken, formen ihre Werte und ihren Blick auf die Welt.

„Der lange Weg nach Hause“ führt schließlich auch durch die persönlichen Erfolge und Krisen, durch die Entwicklungsstadien der eigenen Persönlichkeit, ist scharf gezeichnet, klar und frisch. Die Erzählerin bangt um die

eigene Gesundheit, erlebt Momente der Hoffnung, Erleichterung und Bedrückung im Krankenhaus. Sie muss sich mit dem Altwerden der Mutter auseinandersetzen. Sie erfährt ihre Selbstverwirklichung als Schriftstellerin mit dem aufregenden Höhepunkt der Buchmesse. Sie spürt den Stolz als Sprachlehrerin angesichts der Erfolge ihrer Schüler. All dies sind Themen, die mit Detailgenauigkeit und lebendiger Sprache greifbar werden.

Adriana Carcu begibt sich in ihrem autobiografisch gefärbten Roman auf die Spuren ihrer eigenen Migration. Diese stellt sich als nicht-linear heraus. So pendeln die Kapitel zwischen Temeswar/Timișoara und Heidelberg, zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Wir lesen keine fortlaufende Handlung. Wir lesen Episoden, die sich in ihrer Ganzheit zu einem bewegten grenzüberschreitenden Autorinnen-Leben zusammenfügen. Doch wie viel Carcu steckt wirklich in ihrer Erzählerin? Darauf lassen wir letztere selbst antworten, mit einer Textstelle, in der sie den Prozess der Fiktionalisierung reflektiert: „Vielleicht trifft hier auch das zu, was mir häufig geschieht, wenn ich eine Erfahrung erzähle. Nachdem ich sie niedergeschrieben habe, weiß ich nicht mehr, ob sich alles wirklich so zugetragen hat, wie ich es aufgeschrieben habe, oder sogar, ob ich das wirklich erlebt habe. Es ist ein komplexes Phänomen der Verfremdung, das paradoxerweise auf anderen Ebenen Annäherungen herbeiführt“ (S.28). Die Erzählerin nähert sich, während sie uns ihre Erlebnisse präsentiert, mehr und mehr einem Selbstverständnis als Europäerin, die nicht an Nationalstaaten gebunden ist, die sich kein Heimatland aussuchen muss. Sie ist eine Person, die sowohl Rumänien als auch Deutschland ihre Heimat nennen darf, deren „einziges mögliches Vaterland“ jedoch die Literatur bleibt (S.140).



Adriana Carcu

Der lange Weg nach Hause.

Roman. Aus dem Rumänischen von Renate Sandu. Pop Verlag, Ludwigsburg 2023, 357 Seiten, 23,00 Euro.

Poesie in Zeiten der Krise

VON SUSANNE LORENZ

Im dritten Pandemiejahr erschien Annalisa Hartmanns Büchlein „rauschen neu entziffern“ als Zeichen ihrer These und Überzeugung, dass Kunst helfen kann, die von Stillstand, Kontaktarmut und Verlustangst geprägte Krise zu überstehen. Im Dialog mit zehn Autorinnen versucht Hartmann hier eine Art *safe place* in der Literatur zu schaffen, in dem sich die Schriftstellerinnen gefahrlos und doch sehr persönlich begegnen können – in Form von Lyrik und Prosaminiaturen, durch die sich zunächst noch das Pandemiemotiv wie ein roter Faden zieht. Ab der Hälfte des Buchs etwa drängen dann allgemeinere Fragen das ubiquitär gedanken- und gesprächsraumgreifende Virus zurück und kreisen um Überlegungen, wie Nähe zwischen Menschen (wieder) entstehen und ein Gefühl füreinander wachsen kann.

Zusammengehalten werden die Texte der zehn Autorinnen von den Sequenzen Hartmanns, die von unbeholfenen Pandemiebegegnungen an der Recyclingstation erzählen, von den wieder und wieder redigierten Anläufen aus einer Bekanntschaft mehr werden zu lassen, von der Unmöglichkeit einer Umarmung. In der lockeren Struktur kurzer Kapitel treten zwei, manchmal mehrere Autorinnen miteinander oder mit der Erzählstimme Annalisa Hartmanns in Dialog. Wie das konkret klingen kann, bietet die Schriftstellerin gemeinsam mit einer Volontärin des Blaukreuz-Verlags in einer knapp zwanzigminütigen Buchvorstellung dar, die auf Youtube zu finden ist. Hier liest Hartmann eine Prosaminiatur von Hüsne Menes, ihre Gesprächspartnerin einen Text von Désirée Scheidegger, anfangs im dialogartigen Wechsel, später in zweistimmiger Gleichzeitigkeit. In der Performance zeigt sich recht deutlich der Jam-Session-Charakter des Arrangements, der beim konsekutiven Lesen naturgemäß verloren geht, doch dass er in der Anlage vorhanden ist, lassen die nebeneinander stehenden Gedichte „sprechgesang“ von Jennifer Polonski und „leergesang“ von Désirée Scheidegger erkennen sowie die aufeinanderfolgenden Prosastücke „Jazz“ von Anna Butan und „Beethoven“ von Scheidegger.

Nicht nur, dass „Jazz“ das Konzept des gemeinsamen Jammens bereits im Titel führt, der Text steht exemplarisch für einen sehr interessanten formalen Aspekt dieses Literaturprojekts: die Mehrsprachigkeit. Butans Jazz-Stück ist im Original Englisch, Romana Ganzoni schreibt in rätoromanischer Sprache, Alejandra Martín auf Spanisch, und Carmen Păduraru schließt diesen

Reigen (und das Buch) mit zwei rumänischsprachigen Texten. Mit Ausnahme von Butan haben die Autorinnen ihre Texte selbst ins Deutsche übertragen und die Übersetzungen den Ursprungstexten nachgestellt. Dass im Übertragungsprozess die Poesie etwas auf der Strecke bleibt, ist zu erwarten und natürlich bedauerlich, aber nicht tragisch: „și doar moartea o femeie splendidă cu mers tropical“ funktioniert im Deutschen leider nicht, wo der Tod ein männliches Substantiv ist und zusammen mit dem tropischen Gang einer formidablen Frau ein etwas schräges Bild ergibt.

Die Mehrsprachigkeit fügt dem interaktiven Ansatz des Projekts einen entscheidenden Punkt hinzu: Sie öffnet den Sprachraum linguistisch und geografisch. Auch zeigt sich hierin eindrücklich, dass es ähnlich wie beim Jazz völlig unerheblich ist, welche Nationalität beziehungsweise welche Muttersprachen die Musikerinnen haben – die Verständigung findet in der Kunst statt.

Das Buch, sagt Hartmann im Verlagsvideo, soll Trost spenden. Das setzt wiederum eine konkrete Lesehaltung voraus und auch eine bestimmte Zielgruppe, die solche Lebenshilfe oder Fluchtpunkte in der Literatur sucht. Entsprechend salbungsvoll klingen einige Texte, manche auch pathetisch skandierend. Erstaunlich ist, dass die Texte sehr aus einem Guss wirken und nicht so heterogen wie man es bei elf Autorinnen vielleicht vermuten würde. Ob sich hier ganz buchstäblich der Einklang offenbart, in dem die Frauen standen? Möglich. Auf jeden Fall spürt man, dass die Chemie zwischen ihnen stimmte.



Annalisa Hartmann
Rauschen neu entziffern.
Blaukreuz Verlag, Bern 2022,
120 Seiten, 23,00 Euro.

Paul Schwartzmüller wird in Siebenbürgen in einen Kriminalfall verwickelt

Mord, Magie, Mămăligă und Müllmafia ...

VON KATHARINA BIEGER

Paul, so lernen wir ihn kennen, ist 49 Jahre alt und lebt als erfolgreicher Investigativjournalist in Deutschland. Geboren allerdings ist er in Siebenbürgen, aber als er 14 war, hat sein Vater mit ihm Rumänien Hals über Kopf verlassen, unter Umständen, die dunkel sind und die Paul nach Möglichkeit verdrängt und vergessen hat. Jetzt aber – wir sind etwa im Jahr 2022 – wird er jäh in diese Vergangenheit zurückgerissen: Ein rumänisches Anwaltsbüro teilt ihm mit, seine Tante sei verstorben und habe ihm ihren Hof in einem Dorf nahe der Törzburg/Castelul Bran vererbt. So bucht er einen Flug nach Hermannstadt/Sibiu, um das Anwesen nochmals in Augenschein zu nehmen, die rechtlichen Formalitäten zu erledigen und sogleich nach Köln zurückzukehren.

Natürlich kommt es anders als geplant. Paul wird bezaubert von der Schönheit und Ursprünglichkeit der Karpatenwelt und des Dorfes, in dem er seinen Kindheitsfreund Sorin wiederfindet; Erinnerungen an die glücklichen Feriensommer, die er bei der Tante verbracht hat, steigen ihm auf. Zugleich jedoch wird er unmittelbar in die Ermittlungen um einen dubiosen Mordfall hineingezogen, der besagtem Freund zur Last gelegt wird. Je näher sich Paul der Sache annimmt, desto seltsamer, verwickelter und bedrohlicher wird die Geschichte, gewürzt mit Elementen aus dem Dracula-Mythos und volkstümlicher Magie einerseits, illegalen Machenschaften einer skrupellosen Vereinigung aus alter Securitate und geschäftstüchtigen Westlern, die das Wohlergehen des Dorfes aufs Spiel setzen, andererseits.

Ein geheimnisvolles Roma-Mädchen, das alle Verschlüsselungscodes von Polizei und anderen Autoritäten knackt, steht dem renommierten deutschen Journalisten bei, der hier in Siebenbürgen so ziemlich versagt (nicht zuletzt, da er den leckeren sächsischen und rumänischen Speisen und der *Țuica* nicht zu widerstehen vermag). So kommt es schließlich doch zu einem Happy End: Der des Mordes angeklagte Sorin wird als unschuldig erkannt, die grausliche Gestalt, die in dem von der Tante hinterlassenen Haus wohnt, entpuppt sich als wunderschöne Fee. Zu guter Letzt wird der Pfarrer der Kirchenburg als Dracula-Fake und langjährig bewährter Securitate-Mitarbeiter enttarnt und stürzt, ein Opfer

seiner eigenen Mordpläne, von der Festungsmauer. Zugleich wird auch das Geheimnis gelüftet, weshalb Paul von seinem Vater vor Jahrzehnten so überstürzt aus Rumänien weggeführt wurde: In seinem Bewerbungsaufsatz für das Gymnasium hatte der Junge prahlend seine Sommer auf dem Dorf beschrieben und dabei seine Tante als populäre Heilerin und „Engelmacherin“ bloßgestellt, worauf sie von der Securitate einbestellt, bedroht und jahrelang erpresst wurde. Im Rückblick erkennt Paul seinen Fehler und leistet Abbitte – und die Leserin darf vermuten, dass er am Ende dieses Buches zwar nach Köln zurückfliegt, um einen attraktiven neuen Job anzutreten, dass er aber sicher auch wieder in das siebenbürgische Dorf kommen und seine bezaubernde Fee wiedersehen wird.

„Geheimnisvolles Siebenbürgen“ wird lockend angepriesen auf der Buchrückseite. Es ist eine Mixtur aus romantisierter Fantasy-Welt, idealisiertem rumänischem Dorfleben und kriminellem Neokapitalismus, die dem Leser vorgesetzt wird – komponiert zu einem nicht schlecht konstruierten, aber letztlich ungläubwürdigen Plot. Die Autorin schreibt schwungvoll und nicht ohne Humor, mit zahlreichen Klischees, gewiss, aber auch mit unverkennbarer Begeisterung für den Landstrich und seine Menschen.



Lioba Werrelmann
Tod in Siebenbürgen.
Paul Schwartzmüller ermittelt.
Eichborn Verlag, Frankfurt am
Main 2023, 303 Seiten,
17,00 Euro.

Vom Blick zurück auf das Gegenwärtige

VON MARKUS WINKLER

Der Begriff „Zeitenwende“ hat Konjunktur, nicht erst seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine. Für den Ort Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) trifft er in zweifacher Hinsicht zu, auf das Vergangene und das Gegenwärtige zugleich. Mit der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 und der Öffnung nach Westen, die diesen Ort – für ein internationales Publikum – von der geistigen auf eine reale, geografische Landkarte zurückholte und ihn aus einer „völlig unerreichbaren, imaginären Sphäre“ im Wortsinn erfahrbar machte, ging der Blick zuerst zurück auf das Gewesene, das längst mythisch aufgeladen war. Ein Ort, der exemplarisch für die mitunter brutalen Zäsuren des 20. Jahrhunderts steht, in dem noch in den späten 1990er-Jahren Menschen lebten, die ihn nie verlassen hatten und die doch im Laufe ihres Lebens der österreichischen, rumänischen, sowjetischen und schließlich der ukrainischen Epoche angehörten.

Helmut Böttiger hat diesen Ort dreimal aufgesucht – 1993, 2005 und 2022 – und jedes Mal neu entdeckt. Der Band vereint drei Reiseberichte, die teilweise Erweiterungen von bereits publizierten Texten sind, aber die in dieser Art der Komposition nun eine besondere Kohärenz entwickeln. Der retrospektive Blick auf den Raum, die Suche nach dem Genius Loci, dominierten noch beim ersten Aufenthalt, in der Phase der frühen Transformation nach der sowjetischen Ära, als das angenommene „Ende der Geschichte“ auch bedeutete, dass Zeitenwenden nur noch als Teil der Vergangenheit zu verstehen waren. Dies hat sich fundamental gewandelt, und dem Autor wird mit jeder weiteren Begegnung in den drei Jahrzehnten bewusst, dass Czernowitz wieder ein „Schauplatz [ist], an dem sich die zeitgeschichtliche Entwicklung symbolisch zu verdichten scheint“. Diese Verdichtung veranschaulicht Böttiger auch mit historischen und literarischen Rückblenden, diese sind aber fast immer mit dem Blick auf das Gegenwärtige verbunden.

Die Wiederentdeckung des literarischen und kulturellen Erbes, aber auch eine ukrainische Zivilgesellschaft, die die Orangene Revolution und den Euromaidan – die Revolution der Würde – ermöglichte und sich aktuell wehrhaft gegen den russischen Krieg behauptet, offenbaren sich in den Beobachtungen des Wandels wie auch in den zahlreichen Begegnungen mit Literaten, Zeitzeugen oder Kulturaktivistinnen. Dem Autor gelingt es in faszinierender Weise, in der bestens erhaltenen „Kulissenstadt“ Czernowitz hinter die gegenwärtigen Fassaden zu blicken und auf diese Weise die bedeutenden Veränderungen des Ortes und der Gesellschaft sichtbar zu machen. „Czernowitz ist nicht wiederzuerkennen“, „es gibt auch das Leben im Jetzt“, schreibt Böttiger 2005,

jenseits „einer unstillbaren Sehnsucht“ nach dem Mythos des Ortes, „Czernowitz wird dynamisch“, die Stadt gibt es wirklich – auch das hebt der Autor noch einmal hervor, in Anlehnung an Karl Schlögel.

Dass der Autor dem Publikum auch im Herbst 2022 einen authentischen Blick auf die Stadt ermöglicht, geschah nicht ohne persönliches Risiko: wagt er doch eine Reise in Zeiten des Krieges, als Gast eines Literaturfestivals. Auch wenn der Ort bis heute von einem Drohnen- oder Raketenangriff verschont geblieben ist, lebt die Bevölkerung ständig mit dem Luftalarm und sucht dann Schutzräume auf. Ab 22 Uhr gilt in diesen Tagen absolutes Ausgeh- und Fahrverbot. Böttiger schreibt über Menschen aus dem literarischen Feld, die er bereits auf früheren Reisen kennengelernt hatte, über Juri Andruchowysch, Serhij Zhadan oder Petro Rychlo. Es sind aber auch neue Stimmen hinzugekommen, die für die Konjunktur der ukrainischen Gegenwartsliteratur stehen und denen das lange Zeit schwierige Unterfangen gelingt, sich „aus dem Schatten der russischen Sprache und Kultur zu befreien“.

Böttiger stellt Fragen nach der Wirkungskraft von Literatur im Krieg und ist dann wieder bei Paul Celan, der mit ein Grund der ersten Reise 1993 gewesen war. Czernowitz aktualisiere in diesen Tagen wieder das, was die Lyrik Celans geprägt habe, dessen Sprache „durch seine zeitgeschichtlichen Erfahrungen radikal verändert worden“ sei. Und dennoch bleibt die Ahnung, dass es keine einfachen Antworten gibt, was Lyrik in der aktuellen Situation bewirken kann, angesichts der extremen psychischen und physischen Bedrohung und der hohen Opferzahlen. Der Autor stellt sich schlussendlich selbst in Frage, und spürt, „dass ich mit weitaus mehr Fragen aus Czernowitz zurückkehren werde, als ich auf der Reise dorthin hatte“.



Helmut Böttiger
Czernowitz. Stadt der Zeitenwenden. Berenberg Verlag, Berlin 2023, 88 Seiten, 22,00 Euro.

Petre Solomons Celan-Buch erstmals in deutscher Übersetzung erschienen

Persönliche Erinnerungen an die Bukarester Jahre Paul Celans

VON MARKUS FISCHER

Der 1923 in der rumänischen Hauptstadt geborene Dichter, Übersetzer und Essayist Petre Solomon, der im Mai 1944 nach Palästina auswanderte und im August 1946 wieder in seine Heimatstadt zurückkehrte, veröffentlichte 1987 im Bukarester Kriterion Verlag seine biographisch-literarische Studie „Paul Celan – Dimensiunea românească“. Im Jahre 2008 wurde unter demselben Titel im Bukarester ART Verlag die zweite, revidierte Auflage dieses Buches publiziert, die der Autor selbst noch im Jahr vor seinem Tod 1991 für eine erneute Veröffentlichung überarbeitet hatte. Nach Übersetzungen ins Spanische (2010), Italienische (2015) und Englische (2019) erschien das heute immer noch lesenswerte und mit zahlreichen Abbildungen versehene Buch in diesem Jahr im Berliner Verlag Noack & Block erstmals auf Deutsch, übertragen und herausgegeben von Maria Herlo sowie revidiert von Ingrid Baltag.

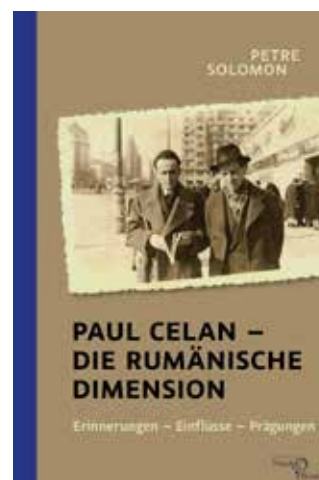
Im Mittelpunkt des Buches von Petre Solomon, den eine über zwei Jahrzehnte währende Freundschaft mit dem um drei Jahre älteren Dichter aus Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) verband, steht Paul Celans Bukarester Zeit (Frühjahr 1945 bis Herbst 1947), bevor dieser nach Wien ging und später nach Paris zog. Die beiden Freunde lernten sich im Bukarester Verlag *Cartea Rusă* (Russisches Buch) kennen, in dem Solomon im Herbst 1946 eine Anstellung fand. Paul Celan war zu diesem Zeitpunkt „dort schon seit einem Jahr tätig und gehörte sozusagen zu den Veteranen. Wegen seiner Kompetenz und Ernsthaftigkeit als Lektor und Übersetzer aus der russischen Sprache wurde er besonders geschätzt.“ (S. 54) Im damaligen Verlagsgebäude in der *Calea Victoriei 120* haben heute die Redaktion der Zeitschrift „Revista 22“ und die Nichtregierungsorganisation *Grupul pentru Dialog Social* ihren Sitz.

Petre Solomon beleuchtet in seinem Buch nicht nur seine Freundschaft mit Paul Celan, sondern auch das damalige Kulturleben Bukarests. Kunst, Musik, Theater, Film und insbesondere das literarische Leben dieser Jahre wird von Solomon lebendig und aus erster Hand geschildert. Die Bukarester Surrealisten kommen zur Sprache, Literaturkritiker wie Ovid S. Crohmălniceanu, Poetinnen wie Nina Cassian, Dichter wie Isidore Isou oder Alfred Margul-Sperber werden gewürdigt, vor allem aber steht Celan als Person im Mittelpunkt: seine Freunde, seine Geliebten, sein berufliches und soziales Leben, „seine überschwängliche Geselligkeit“ (S. 79). „Trotz seiner Kontaktfreudigkeit blieb er ein geheimnisvoller Mensch mit vielfältiger Valenz, vor allem in Bezug auf sein Liebesleben.“ (S. 80)

Die heiteren Bukarester Jahre, die Celan später einmal als die schöne Zeit der Wortspiele charakterisierte („cette belle saison des calembours“, S. 123), finden ihren Niederschlag auch in der literarischen Produktion. Die beiden Freunde arbeiten an einer rumänischen Übersetzung der Celanschen „Todesfuge“, die am 2. Mai 1947 unter dem Titel „Tangoul Morții“ in der Zeitschrift „Contemporanul“ erschien. Celans rumänische Lyrik wie auch seine Prosa in rumänischer Sprache werden von Petre Solomon eingehend analysiert, außerdem findet Celans kreative Sprachartistik in Form surrealistischer Spiele (Cadavre Exquis, Joachim, Frage- und Antwort-Spiel etc.) Erwähnung, nicht zuletzt dessen aphoristische Perlen, die Solomon – in Anspielung auf Tudor Arghezi „Cărticica de seară“ – in „Paul Celans Abendbüchlein“ gesammelt aufzeichnete.

Dieser biographisch-literarische Kern des Buches von Petre Solomon wird ergänzt durch literaturwissenschaftliche Betrachtungen des Verfassers zum Gesamtwerk Paul Celans etwa im ersten Kapitel „Argument“ (S. 15 ff.) oder im letzten Kapitel „Nach zwanzig Jahren und mehr“ (S. 231 ff.), in dem auch die letzten Begegnungen Solomons mit Celan in Paris (1966 und 1967) geschildert werden. Im Anhang des Buches finden sich außerdem zwei Vorträge Solomons über Paul Celan aus den Jahren 1987 und 1990 sowie drei Gedichte über den längst verstorbenen Freund.

Ein Schlusswort von Nina Cassian, eine biographische Notiz zu Petre Solomon sowie ein Namensregister runden das Buch ab, in dem auch die zahlreichen und zum besseren Verständnis dienenden Anmerkungen der Übersetzerin lobend hervorzuheben sind.



Petre Solomon
Paul Celan – Die rumänische Dimension. Erinnerungen – Einflüsse – Prägungen. Übersetzt und herausgegeben von Maria Herlo. Übersetzungsrevisi-
on: Ingrid Baltag, Edition Noack & Block, Berlin 2023, 312 Seiten, 25,00 Euro.

Ein Schicksalsschlag macht noch kein gutes Buch

VON HOREA BALOMIRI

Es fällt nicht leicht, sich auf den schmalen Band Ion Irimies, emeritierter Professor der Philosophischen Fakultät an der Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, einen Reim zu machen, denn bis zum Schluss bleibt unklar, was der Autor mit seinem Text im Sinn hatte.

Erwartet man, mit Blick auf den Titel, einen Bericht über eine lebensbedrohliche Krankheit und ihre Überwindung, findet man darin zwar die Erzählung der ersten Symptome, Diagnose, Behandlung und allmählichen Genesung einer schweren Mitralsuffizienz, eines schweren Herzklappenfehlers mit potentiell fatalen Folgen. Diese füllt allerdings nur knapp die Hälfte des Bandes, während sich der Autor in der anderen Hälfte Themen vornimmt, deren Zusammenhang mit seiner schweren Erkrankung nicht ohne Weiteres erkennbar ist. Ein ganzes Kapitel widmet er etwa seiner tiefen Abneigung gegen den ehemaligen rumänischen Staatspräsidenten Traian Băsescu, ein weiteres ehemaligen Studenten, die ihre Erwähnung im Band allerdings weniger der besonderen Beziehung zu ihrem akademischen Lehrer als ihrer späteren Prominenz verdanken.

Erhofft man sich hingegen einen „Bericht eines am Lebensende stehenden Menschen, der seine individuelle Erfahrung zu den großen philosophischen Fragen in Beziehung setzt“, wie auf dem Klappentext zu lesen ist, kommt man auch nicht wirklich auf seine Kosten. Denn die philosophischen Exkurse des Textes verdichten sich niemals zu einer anhaltenden Reflexion über die wesentlichen Fragen in Zusammenhang mit Krankheit und Tod und passen zudem eher schlecht als recht in die Thematik des Bandes. Wieso beispielsweise der Autor die Gründe für und wider eine Operation im hohen Alter ausgerechnet mit Kants Antinomien der reinen (theoretischen) Vernunft in Verbindung bringt, bleibt unklar, umso mehr als die Behauptung, Kant habe in der „Idee der Gottheit“ die „Quelle und Grundlage der Sittlichkeit“ gesehen, dem Kantischen Anliegen einer Grundlegung der Ethik und besonders der moralischen Pflicht ohne Rückgriff auf den Gottesbegriff geradezu entgegensteht. Auch viele andere philosophischen Referenzen im Buch bleiben sentenzhaft und schematisch. Was hingegen, mit der einzigen Ausnahme von Heideggers ‚Sein zum Tode‘, wider Erwarten im Text nicht vorkommt, ist ein Dialog mit den bedeutenden Schriften der philosophischen Tradition zu diesem Thema: weder die platonisch-stoische Definition der Philosophie als Vorbereitung auf den Tod, die Montaigne in einem berühmten Essays aufgreift, noch Lukrez’ materialistische Sicht auf Entstehung und Vergehen von Organismen oder Boetius’ „Cosolatio“, auch

nicht Pascals „Pensées“ oder Feuerbachs „Gedanken“ finden im Text Erwähnung. Dafür liefert der Autor nicht wenige aphorismusreife Formulierungen: „Trotz aller Unterschiede haben Kliniken alle eine Gemeinsamkeit: Was sie verbindet, ist, dass ihr Innenleben der Bekämpfung der Krankheit gilt“; „Die große Frage des Materie-Geist-Verhältnisses bereitet schon Kindern Kopfzerbrechen“ oder: „Aus heutiger Sicht kann man sehr leicht das Gefühl haben, dass die heutige Welt auf ein Nirgendwo hinsteuert.“

Auch sonst hält der Text einige Perplexitäten für seine Leser bereit. Es tauchen unvermittelt Persönlichkeiten des rumänischen öffentlichen Lebens auf, mit der eine deutsche Leserschaft kaum vertraut sein dürfte, aber auch Menschen aus dem persönlichen Umfeld des Autors, die völlig enigmatisch bleiben: „Hier möchte ich auch die gute Frau Ritz erwähnen“, über die man weder davor noch danach auch nur ein weiteres Wort erfährt. Der Autor gibt Details preis – etwa die genaue Summe seiner Ersparnisse in Euro, Dollar und Lei –, deren Bedeutung sich im Strang der Erzählung nicht erschließt. Seine politischen Urteile sind nicht allein subjektiv, sondern so gut wie immer unbedarft und willkürlich.

Angesichts der vielen spannenden Texte rumänischer Autoren zu diesem Themenfeld – man denke etwa an Gabriel Liiceanus bewegende Essaysammlung über den Tod ihm naher Menschen unter dem Titel „Exitus“ oder an Alexandra Furneas erschütternden Leidensbericht als Opfer des Brands im *Club Colectiv* – ist die Entscheidung des Verlags ausgerechnet für diesen Text nicht ohne Weiteres nachvollziehbar. Unabhängig davon ist aber die gelungene Übersetzung Christian M. Fabinis sehr zu loben.



Ion Irimie
Ein chirurgischer Eingriff. Philosophische und psychologische Gedanken über Gesundheit, Krankheit und den Wert des Lebens. Aus dem Rumänischen von Christian M. Fabini. Herder Verlag, Freiburg 2023, 112 Seiten, 14,00 Euro.

Die Verstrickungen der Zwischenkriegszeit mit den Problemen der Transitionszeit

VON INGRID BALTAG

Ein „Paris des Ostens“, ein „Goldenes Zeitalter“ der Zwischenkriegszeit, die rumänische Kultur ist voller Klischees und Mythen, die es zu untersuchen und zu hinterfragen gilt. Der Beitrag zur rumänischen Elitekultur auf den Spuren der Debatten im ersten Jahrzehnt nach der rumänischen Revolution von 1989 wirft einen gründlich recherchierten Blick auf grundlegende Diskurse der rumänischen Gesellschaft: Diskurse der Zwischenkriegszeit und ihre Rezeption in der Phase der Transition, die sich vor allem in den zwei ältesten rumänischen Literaturzeitschriften „Convorbiri literare“ und „Viața românească“ wiederfinden. Einerseits ist dies ein erster Versuch, diese beiden Epochen miteinander wissenschaftlich in Verbindung zu setzen, andererseits zeigt die literatursoziologische Studie, dass manch kritische Auseinandersetzung bis heute noch fehlt. Denn gerade im Rückgriff der Literatur der Transition auf die Gedankenwelt der Zwischenkriegszeitliteratur lassen sich Leitideen herausfiltern, die heute immer noch eine wichtige Rolle spielen. Ausgehend vom Untersuchungsgegenstand Literaturzeitschriften wird die bedeutende Funktion der beiden ältesten rumänischen Zeitschriften in der Bildung des öffentlichen Diskurses in Vergangenheit und Gegenwart herausgestellt.

Nach der Wende von 1989 gab es viele neue Publikationen zu Autoren wie Mircea Eliade, Emil Cioran, zur Leitfigur der „Jungen Generation“ der 1930er-Jahre, dem Philosophieprofessor und Publizisten Nae Ionescu (der bekanntlich kein schriftliches Werk hinterlassen hat), sowie dem jüdisch-rumänischen Schriftsteller Mihail Sebastian, dessen wiederentdecktes Tagebuch über das dramatische Jahrzehnt 1935-1945 zu einem wichtigen Referenzpunkt der rumänischen Gedächtnis-Literatur geworden ist. Viele Schriften, die nach dem Ende der kommunistischen Zensur endlich (wieder oder zum ersten Mal) frei verfügbar waren, konnten nun wissenschaftlich neu gesichtet werden. Auf der anderen Seite bieten auch die Klassiker der rumänischen Literaturkritik, die heute noch wichtige Bezugspunkte sind, wie Eugen Lovinescu und George Călinescu, für die Studien Erkenntnisse, die in dieser Arbeit systematisch analysiert werden.

Das zweite Kapitel befasst sich mit der rumänischen Zwischenkriegszeit, um dann die wichtigsten intellektuellen Entwicklungen zusammenzufassen: das Werk Lovinescus in seiner literarischen und moralischen Dimension, die monumental angelegte Literaturgeschichte Călinescus, die „Junge Generation“ mit ihren Anliegen,

Fragestellungen und wichtigsten Vertretern, die *Criterion*-Gruppe. Eines der zentralen Konzepte, der *Protochronismus*, wird verständlich erklärt: Die Suche nach dem spezifisch Eigenen der rumänischen Kultur ist ein Thema, das seit den 1960er-Jahren immer wieder gerne aufgegriffen wird. Interessant ist hierbei die Darlegung des literarischen ‚Balkanismus‘ und der rumänischen Literatur im Balkanraum anhand der Oszillation zwischen nationalem Auftrag und Positionierung zu Europa.

In den beiden Hauptkapiteln werden die ideologischen Probleme (in erster Linie geht es um die Haltung zum latenten rumänischen Antisemitismus) herausgearbeitet, die mit nationalistischen Ideologien unterschiedlicher Nuancen vermischt werden.

Ein ganzes Schlusskapitel ist Mihail Sebastian gewidmet. Im Kontext des virulenten rumänischen Antisemitismus beeindruckt vor allem die genaue Exegese dieser Auseinandersetzung mit dem Fall Sebastian, dessen Reaktion auf den Meister Nae Ionescu bis heute verblüfft und eine Lektion des freien und unabhängigen Denkens bleibt. Das so genannte jüdische „Problem“ hätte jedoch in Anführungsstriche gesetzt werden sollen.

Zudem zeigt sich das Fehlen eines gründlichen Verlagslektorats in den Tippfehlern und in mancher inkonsequenten Schreibweise, wie beim Schriftsteller Mihail Sebastian, der mal als Mihai, mal als Mihail geschrieben wird.

Das Buch ist gut lesbar und nicht theorieüberlastet und kann als Grundlagenliteratur in Bezug auf die Entmythisierung der rumänischen Kultur gelten. Gundel Große studierte Rumänistik, Ostslawistik sowie Ost- und Südosteuropäische Geschichte in Leipzig, Iași, Suceava und Jena.



Gundel Große

Literaturgeschichte im Prozess (1990-2000). Die Auseinandersetzung rumänischer Literaten mit der Zwischenkriegszeit. (Forum: Rumänien, 46), Frank & Timme Verlag, Berlin 2023, 218 Seiten, 29,80 Euro.

Roma in Rumänien, Deutschland und Westeuropa

VON NORBERT MAPPES-NIEDIEK

„Obdachlosigkeit“, schreibt Mitherausgeberin Janka Vogel, „ist ein soziales Problem.“ Dass es sich „europäisiert“ habe, zeige lediglich, „dass ganz Europa ein soziales Problem hat“. Die Erkenntnis kann als Leitsatz über den Beiträgen dieses Buches stehen. Von sehr verschiedenen Ecken her nähern sich die Autorinnen und Autoren – die meisten aus Deutschland, einige aus Rumänien, einer aus Frankreich – dem offensichtlichen Hauptproblem von rumänischen Roma-Zuwanderern: der Armut. Gebührende Aufmerksamkeit gilt zudem der Diskriminierung, der Roma in Deutschland und in ganz Europa ausgesetzt sind und deren unauflöslicher Verschränkung mit den sozialen Problemen.

Die sechzehn Texte in dem sorgfältig lektorierten Band sind von unterschiedlichem Zuschnitt. Das Abstraktionsniveau reicht von anschaulichen, kaum verallgemeinerten Fallbeispielen (Mona Vintilă) über Kritik an Behördenverhalten (Cătălin Buzoianu, Janka Vogel) und erschütternde Milieuschilderungen bis zu großen theoretischen Entwürfen (Iulius Rostas). Von besonderem Wert ist der Erfahrungsbericht der Schwestern Jenny Rasche und Susanne Blank, die sich beide – die eine in Rumänien, die andere von Deutschland aus – um die Menschen in einer kleinen Elendssiedlung bei Hermannstadt/Sibiu kümmern. Ihre Erzählung aus zwanzig Jahren Praxis spielt alle Ansätze sozialer Hilfen durch, die gescheiterten wie die gelungenen, und macht Halt an allen Eckpunkten des sozialen Problemfelds: an Ceaușescus Bevölkerungspolitik, Bettelei, Mangelernährung, Kinderreichtum, Überschuldung, häuslicher Gewalt, Schulabbruch, Verachtung durch Lehrer und Behörden.

Ein Schwerpunkt liegt auf der Sozialarbeit mit Migranten in Deutschland. Das Grundproblem scheint zu sein, dass Behörden und Bevölkerungsmehrheit, ganz wie beim Thema Migration generell, zwischen dem Wunsch nach Integration und dem nach Abschreckung schwanken. So weit, dass Armut in anderen Teilen der Union als eigenes gesellschaftliches Problem angenommen würde, ist das Europa-Bewusstsein noch nicht. Sinnvolle Sozialberatung, von der die Berliner Caritas-Beauftragte Annette Schymalla und mit Mitherausgeber Buzoianu berichten, reibt sich immer wieder mit Abschiebungsplänen.

Magda Hirschberger erläutert, wie die Konstruktion der „Arbeitnehmereigenschaft“ Zuwanderern den Zugang zu vielen Sozialleistungen versperrt – mit Folgen für die Verwahrlosung von Stadtvierteln. Janka Vogel legt dar, wie Hamburg mit Ausreiseverfügungen die EU-Freizügigkeitsrichtlinie sabotiert. Nicht immer ist klar, was einfach die Schwerfälligkeit eines Sozialsystems ist, das für ganz andere Problemlagen geschaffen

wurde, und was politische Strategie oder nur Behördenwillkür. Eine Perle ist in diesem Zusammenhang die präzise und sensible Fallstudie von Eva Ruth Wemme über die Eskalation gegenseitigen Misstrauens in einem Berliner Wohnblock während der Corona-Krise, ein Text, der ganz ohne Schuldzuweisungen auskommt.

Welches Ausmaß das Elend erreicht, wird in zwei Beiträgen von Olivier Peyroux und Florin Căpîlnean deutlich, der eine über „Klau-Kids“, wie die Boulevardpresse sie nennt, der andere über männliche Prostitution bei Jugendlichen in Berlin. Dass sie Probleme schönredeten, kann man den Autoren gewiss nicht vorwerfen. Selbst in solchen kleinen Gemeinschaften oder „Clans“, die auch in jeder Roma-Community am Rande stehen, sind allerdings sozialarbeiterische Zugänge offenbar möglich. Auch hier jedoch verhindern schwankende Perspektiven entschlossenes Handeln: Was als Ausbeutung von Kindern gelten sollte, wird vorwiegend als Delinquenz wahrgenommen.

Unklar bleibt – im Band wie in der Wirklichkeit –, was die eigentliche Roma-Forschung an praktischen verwertbaren Erkenntnissen beisteuert. Iulius Rostas hält die ethnische Diskriminierung für die Wurzel der Probleme und macht deren Fortwirken auch in den zahlreichen, meist scheiternden Hilfsprogrammen aus. Folgerichtig sieht er die Lösung in der Bekämpfung des Antiziganismus. Gerade die Beiträge aus der Praxis in dem Band lassen aber vermuten, dass der Knoten sich so leicht nicht lösen lässt. Einen indirekten Hinweis gibt Rostas selbst: Nach Zahlen aus seinem Aufsatz haben 37 Prozent der Deutschen von Roma eine „ungünstige“, 52 Prozent aber eine „günstige“ Meinung. Das wird jedoch kaum heißen, dass 52 Prozent die Begleiterscheinungen der Armut dulden würden. Ablehnung schlägt Bettlern, Obdachlosen und sogar „Hartzern“ schließlich auch dann entgegen, wenn sie keine Roma sind.

Wie wenig hilfreich identitätspolitische Zugänge sind, macht im Interview mit Janka Vogel der Roma-Vertreter Marian Daragiu deutlich, wenn er schlüssig erklärt, warum die Mobilisierung der Betroffenen nicht sein Weg ist. Und wenn statt von Roma (wie bei Hirschberger) von „als Romn*ja wahrgenommenen Personen“ im Gegensatz zu „anderen, nicht als Romn*ja identifizierenden Personen“ die Rede ist, dürfte nicht viel gewonnen sein.

Janka Vogel, Cătălin Buzoianu (Hg.)

*Soziale Arbeit mit migrantischen Romn*ja. Praktische und theoretische Perspektiven aus Europa* (Roma Studies, 46), Pécs 2022.

Online unter: https://btk.pt.e.hu/sites/btk.pt.e.hu/files/romologia_folyoirat/Manuskript_MigrantischeRomax.pdf

Ein Kochbuch über süße Köstlichkeiten aus Rumänien und dem östlichen Europa

Von Kuchen und Mythen

VON PAULINE HAAK

Das neue Kochbuch „Tava. Süße Köstlichkeiten aus Rumänien und anderen osteuropäischen Ländern“ widmet Irina Georgescu der Kunst des Backens. Bei der *tava* handelt es sich um ein Tablett, auf dem uns die Autorin nicht nur über achtzig Kuchen- und Dessertrezepte, sondern auch einen Kulturraum präsentiert.

Irina Georgescu wurde in Bukarest geboren und ist vor fünfzehn Jahren in das Vereinigte Königreich gezogen, wo sie bereits das Buch „Carpatia. Eine kulinarische Reise durch Rumänien“ veröffentlichte, das ebenfalls schon auf Deutsch erschienen ist (s. Rezension in den „Deutsch-Rumänischen Heften“ 2/2021). Übersetzt wurde ihr neues, 2023 vom Hildesheimer Gerstenberg Verlag herausgegebene Buch aus dem Englischen von Linde Wiesner.

Dabei besticht das hochwertig gebundene Buch durch seine abwechslungsreiche Mischung aus Rezepten, Erzählungen und Bildern von gemütlichen Kochnischen und leuchtenden Landschaften. „Tava“ konzentriert sich auf die ethnischen und sprachlichen Minderheiten Rumäniens und ihre Traditionen, wodurch das Kochbuch die Geschichte eines diversen und multiethnischen Europas nachzeichnet: Wir lesen von Szeclern, Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Ungarn, jüdischen Kaufleuten und Armeniern.

Die zehn Kapitel befassen sich mit verschiedenen Zubereitungsarten und reichen von Fladenbrot über Strudel, Tartes, Krapfen und Schmalzgebäck bis hin zu gluten- und laktosefreien Rezepten. Gleichzeitig enthält jedes Kapitel eine historische Einführung zu jeweils einer anderen Bevölkerungsgruppe des Landes und zu jedem Rezept gibt es einen Absatz mit einer aufschlussreichen und oft persönlichen Einführung. Die Rezepte sind modern und schnörkellos und können von jedem mit leichten Variationen zuhause nachgekocht werden. Hinter dem dicken Einband verstecken sich armenische Baklava, die moldauischen Quarktaschen namens *poale-n brâu*, jüdische Krapfen und ungarische Langosch neben klassischen *plăcinte*. Nostalgisches Konditoreigebäck wie Schokoladenmousse, Baiser in Vanillesoße und Kaffeeis lassen den Glanz osteuropäischer Konditoreien wie dem berühmten Bukarester *Casa Capșa* erahnen.

Die Autorin variiert traditionelle Rezepte, indem sie regionale Traditionen einfließen lässt und kreative Akzente setzt. So nutzt sie in Erinnerung an die armenische Gemeinschaft Bukarests Granatapfelmelasse für die Herstellung von Baklava. Beiläufig erfahren die Leser von einem armenischen Freund, der als Erinnerung an die Heimat einen Granatapfelbaum pflanzte, der nur blühen, aber keine Früchte tragen konnte.

Irina Georgescu versteht sich als Kulturvermittlerin und Geschichtenerzählerin, die den Blick auf ihr Herkunftsland erweitern möchte und dabei die Diversität Osteuropas hervorhebt. Sie erzählt von ihrer Kindheit in Rumänien und der besonderen Rolle der abwechslungsreichen Landschaft für das Kochen. Dieses Rumänien ist ursprünglich und zeigt eine Küche, die sich aus dem zusammensetzt, was es auf einem Wochenmarkt zu kaufen gibt: selbstgemachter Joghurt, in dem der Löffel stecken bleibt, geräuchertes, von der Decke hängendes Fleisch, Schafskäse in dicken Leibern und pralle Aprikosen kurz vor dem Platzen. Hinter wildblumenbewachsenen Wiesen liegen die letzten Dörfer Europas, in denen die Menschen noch davon leben, was sie herstellen. Bei Irina Georgescu wirkt das nicht idealisiert, sondern klingt nach einem ökologischen Blick auf unsere Esskultur. Rumänien ist eine von Menschenhand geprägte Region. Das gilt auch für seine Küche.



Irina Georgescu

Tava. Süße Köstlichkeiten aus Rumänien und anderen osteuropäischen Ländern. Übersetzt von Linde Wiesner. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2023, 272 Seiten, 38,00 Euro.

Das Banat – ein Gebiet zwischen Mittel- und Südosteuropa

VON MEINOLF ARENS

Im Jahre 2023 war das in der historischen Region Banat im heutigen Rumänien liegende Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár, serb. Temišvar) eine der drei Europäischen Kulturhauptstädte. In diesem Rahmen entstand das hier vorliegende voluminöse Werk unter der Ägide des Temeswarer Historikers Victor Neumann, der auch etwa die Hälfte der Beiträge darin verfasste.

Thema des Werkes ist nicht nur die Hauptstadt des Banats, sondern Geschichte und Lebenswelten der Menschen dieser Region, des Temeswarer Banats seit dem frühen 18. Jahrhundert, also in der Zeit in der das Banat nach der Eroberung durch die Heere der Habsburger als spezifische Region sich schrittweise formierte, bis weiter bis in die Gegenwart.

Durchgängig zeigen sie auf, wie maßgeblich das Banat von Migration jeder Art geformt wurde.

Einen ersten Abschnitt bilden fünf Aufsätze von Neumann über das Werden des Banats von etwa 1690 bis in die josephinische Zeit. Die planmäßige Neupeuplierung weiter Teile der Region durch Deutsche, Slowaken, Tschechen, Ruthenen, Ungarn und Juden, aber auch der Zuzug weiterer Rumänen und Serben werden ebenso thematisiert wie die weitgehende Neugestaltung von Stadt, Land und Landschaft im Geiste der Aufklärung. Am Beispiel des Banats werden Ziele und realisierte Projekte der von den Eliten des Reiches getragenen Aufklärung beleuchtet. Betrachtet wird die Bedeutung der Gründungsfigur des Banats für die Neuformierung der Region nach 1716, Prinz Eugen von Savoyen, dessen Rolle als übernational verstandenen „Gründungsvater“ bald nach seinem Tod legendenhafte Züge annahm, die bis in die Gegenwart fortwirken.

László Marjanucz, Gabriel Szekely und Teodor Octavian Gheorghiu thematisieren in ihren Beiträgen Verwaltungs- Siedlungs- und Stadtgeschichte der Region bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, während sich Adrian Negru und Mihaela Vlasceanu der Barockkunst und religiöser Malerei zuwenden.

Neumann und Grozdanka Gojkov betrachten in jeweils einem Beitrag die deutschsprachige Presse Temeswars im 19. Jahrhundert und das Banater Bildungssystem in der habsburgischen Zeit.

Die national motivierten Umbrüche der Mitte des 19. Jahrhunderts, die in der Revolution von 1848/49 mündeten, und das später folgende dualistische System werden in drei Beiträgen von Neumann, Miodrag Milin und Aron Kovács analysiert. Sie zeigen auf, dass die Lebenswelten der Menschen in der Region mehr von einem lange Zeit friedlichen „Nebeneinander“ von Nationen,

Konfessionen und Sprachgruppen geprägt waren, nicht von einem „Miteinander“. Diese Koexistenz unter dem Dach der Habsburgermonarchie erhielt aber mit dem Aufkommen der Nationalbewegungen bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erste Risse, die in der Revolution 1848/49 kulminierten und anschließend trotz aller Ausgleichsbemühungen auch im Banat nicht mehr gekittet werden konnten. Die neuen national konnotierten Konfliktfelder erwiesen sich als jederzeit mobilisierungsfähig für weite Kreise der Bevölkerung. Dieser Grundgedanke durchzieht auch sämtliche weitere Beiträge des Bandes zu seiner Geschichte im 20. Jahrhundert.

Neumann selbst beleuchtet zudem exemplarisch die politische Emanzipation der Banater Juden im 19. Jahrhundert.

Vasile Dudas und Slobodan Bjelica analysieren aus rumänischer beziehungsweise serbischer Sicht die für das Banat bis in die Gegenwart wirkmächtige Umbruchszeit 1918/20, die zu einer Teilung zwischen Jugoslawien und seit 2006 Serbien und Rumänien führte. Sie zeigen auf, dass die verbindenden Schnittmengen eines jahrhundertelangen Zusammenlebens zumindest innerhalb der regionalen Eliten um 1918 nicht stark genug waren; um die Teilung der Region zu verhindern. Regionalpolitisch aktive Kräfte mit Betonung auf der Schaffung einer übernational ausgerichteten autonomen Region oder gar Republik blieben ebenfalls eher unbedeutend und ohne reale Machtoptionen. An diesen Grundkonstanten hat sich bis in die Gegenwart nichts geändert.

Sechs den Band abschließende und kenntnisreiche Aufsätze von Victor Neumann sind der Geschichte des Banats von der Zwischenkriegszeit bis in die Gegenwart gewidmet. Sie zeigen auch, dass die Wende von 1989 trotz aller Ausgangsschwierigkeiten als Chance für eine bessere Zukunft genutzt wurde und dass das große multiethnische Erbe – das dieser Region erst ihr besonderes Gepräge gab – zunehmend als wertvoll angesehen wird.

Ein umfangreiches, thematisch gut aufeinander abgestimmtes und somit sehr empfehlenswertes Standardwerk liegt nun für diese Region vor. Ein Punkt wäre kritisch anzumerken: die ständig und ohne System wechselnde Schreibweise der Ortsnamen.

Victor Neumann (Hg.)

Das Temeswarer Banat. Eine europäische Regionalgeschichte.
Übersetzung und Übertragung aus dem Rumänischen und Englischen von Armin Heinen. De Gruyter Oldenbourg Verlag, Berlin u.a. 2023, 565 Seiten, 39,95 Euro.

Zwischen Erinnerung und Zukunft

VON KATHARINA KILZER

Der Jubiläumsband „Die Lenaschule sind wir“ zum 150. Jahrestag der deutschen Schule in der Europäischen Kulturhauptstadt von 2023 hatte zahlreiche Förderer, wie die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien oder das Kulturwerk der Banater Schwaben. Der Band ist sowohl für die gedacht, die diese Schule in Temeswar/Timișoara besucht und absolviert oder an ihr gelehrt haben, aber auch für diejenigen, die etwas von dem Zusammenhang erfahren wollen, in dem diese Schule und ihre Lehrer gearbeitet und funktioniert haben. Somit ist dieser Band für alle unentbehrlich, welche einen distanzierten, heiteren, gelegentlich amüsanten, ironischen aber auch ernsthaften Blick auf die Geschichte der Vergangenheit dieser Schule und den Zeitgeist des historischen Banats werfen möchten. Vergnüglich, aufklärend, ein Panoptikum der Absolventen, Denker und Lenker ist das von den einstigen Schülern Franz Quint und Halrun Reinholz in Zusammenarbeit mit einem zahlreichen Redaktionsteam herausgegebene 678-Seiten-Buch.

Die vielen Bilder in dem Buch vergrößern das Lesevergnügen, sie bilden eine Gesamtrückschau, ohne dass es sich um einen üblichen Bildband handelt. Jedes Kapitel ist mit Erinnerungsfotos von Schülern, Lehrern, mit Artikeln und Zeichnungen bestückt, die die Musealisierung dieser Schule ausmachen. Die Geschichte der 1870 gegründeten königlich-ungarischen Oberrealschule bis zum Lenaulyzeum im Sozialismus und der Lenaschule mit Spezialabteilung wird in sechs Kapiteln von A-F dokumentiert: Eine deutsche Schule, die sich in drei Jahrzehnten wandelte und verschiedene Systeme überlebte, vom Königreich bis zur Diktatur hin zur Freiheit. Mit „Bilder und Erinnerungen“, „Gesichter und Geschichten“, „Vom Geist“ oder mit „Was bleibt?“ sind die verschiedenen Kapitel übertitelt. Nicht nur die „Lenau-Schüler-Stimmen“, „Die Lenaschule“, „Lenaulupe“ oder „Lenau heute“ werden erinnert, wo die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller ihre ersten Gedichte veröffentlichte, sondern auch Ausstellungen, Theateraufführungen, Reisen, Musik- und Sportfeste, Bildung und Hobbys sowie die Volksuni werden vorgestellt. Ein besonderes Kapitel ist der Spurensuche in „Unsere Profs“ gewidmet.

Die Hommage-Artikel an den langjährigen Schulleiter Erich Pfaff, „Boss“ genannt, dessen Amtszeit nach der Wende nur von Helene Wolf übertroffen wurde, oder die „Gedankensplitter“ des einstigen Lehrers Horst Konrad, der lebendig über seine Zeit an der Schule berichtet, dessen Erzählung jedoch konterkariert wird durch einen Bericht über die Informantentätigkeit des Schulleiters

Pfaff, sind Highlights des Buches. Die Liste der einstigen Lenaschüler, die das kulturelle, geistige, öffentliche Leben ihres Landes oder ihrer Wahlheimat nachhaltig geprägt haben und prägen, ist beeindruckend. Zu erwähnen wären noch besonders schöne Erinnerungsstücke über den „Prozess mit dem Schulinspektorat“ von Gotthard Schmidt, „Sprachen in der Lenaschule“ von Helga Korodi oder „Ein ESCU unter Deutschen – Ewig Fremder oder überall zuhause?“ von dem Filmemacher Răzvan Georgescu, „Rudolf May – ein freundlich-leiser Pädagoge, der alles im Griff hatte“ von Luzian Geier, „Lenaschüler im Literaturkreis ‚Adam-Müller-Guttenbrunn‘“ von Marius Koity, die Laudatio von 2021 für Helene Wolf „Stets im Einsatz für die Schule“ von Lorette Cherăscu, die Presserückschau, Berichte über den zweiten Nobelpreisträger der Schule in Physik 2014, Stefan Hell, aber auch bunte Schilderungen von Reisen, Festen oder Sportveranstaltungen.

Nicht alle Erinnerungen mehrerer Schülergenerationen konnten erfasst werden, dennoch aber lebt die Lenaschule weiter, wie Reinholz in „Zwischen Tradition und Auslandsschule“ schreibt, denn sie ist immer „noch etwas Besonderes“. Die Kontinuität ist nicht nur durch die Weiterführung der Schule gewährt, sondern auch durch den „Verein der Lenaufreunde“, beschrieben von Quint in „Zukunftsförderung oder Alumni-Nostalgie“. Den schuleigenen Preisen, wie der Walbert-Preis, der Kappler-Preis und der Fotopreis, ist je ein Beitrag gewidmet. Den Fortbestand der lebendigen Erinnerung gewährt neben den vielen Erinnerungsbeiträgen auch das „Netzwerk der Absolventen“. Im Buch finden wir ein ausführliches Literaturverzeichnis und eine Liste der Lehrer. Wäre das Buch nicht so umfangreich und schwer, könnte man es immer mal mitführen und darin nostalgisch blättern.



Halrun Reinholz, Franz Quint (Hg.)

Die Lenaschule sind wir. Erinnerungsbuch zum 150. Geburtstag. (Banater Bibliothek, 25), Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2023, 678 Seiten, 45,00 Euro.

Temeswar – immer, und immer wieder!

VON GILLES DUHEM

Im Europäischen Kulturhauptstadtjahr 2023 sind etliche Publikationen erschienen, die aus unterschiedlicher Weise sowohl den Touristen mit wenigen Vorkenntnissen als auch dem versierten Kenner die prachtvolle Hauptstadt des Banats schmackhaft machen sollen.

Nach „Temeswar/Timișoara. Kleine Stadtgeschichte“ von Konrad Gündisch und Tobias Wegner und „Auf den Spuren des jüdischen Temeswar“ von Getta Neumann, die beide in den „Deutsch-Rumänischen Heften“ bereits besprochen wurden, stellen wir nun das kleinere Werk (80 Seiten) von Jürgen Henkel mit Fotos von Martin Eichler, einem Spezialisten der Kulturgüter des Banats und Siebenbürgens, vor.

Allein schon die Auswahl der Umschlagsbilder für den Faszikel im Taschenbuchformat – die katholische Domkirche St. Georg am Domplatz/Piața Unirii sowie die neue Synagoge im Bezirk Fabrikstadt/Fabric – gibt unmissverständlich Auskunft über den Autor und seine Leidenschaften.

Jürgen Henkel ist Theologe, Wissenschaftler und Pfarrer. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass neben allgemeinen Informationen über Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár, serb. Temišvar, jidd. Temshvar, türk. Temeşvar), die aber eher in den Hintergrund rücken, das kleine Buch durch alle Facetten der religiösen Bauten und des kirchlichen Lebens der „Rosenstadt“ an der Bega dominiert wird. Die überwiegende Mehrheit der blau und fett markierten Begriffe im Text weisen einen Bezug zu kirchlichen Themen auf.

Genau auf diesem Gebiet bildet der Text von Jürgen Henkel eine glückliche, fachlich sehr detailreiche und dennoch für das Publikum mit wenig Vorkenntnissen zugängliche Ergänzung zu den anderen, bereits erwähnten Publikationen.

Nach einer kurzen, allgemeinen Einführung zu der gut 300.000-Einwohner-Stadt – die drittgrößte Stadt Rumäniens – lädt uns der Autor zu zwei Spaziergängen durch das Zentrum des historischen Temeswars ein. Er ergänzt sie durch eine „Schatzsuche“ an Orten außerhalb der Inneren Stadt/Cetate, die es nicht verdient haben, vom immer unter Zeitdruck stehenden Touristen links liegen gelassen zu werden.

Wer in das Buch eintaucht, entdeckt die Vielfalt, die Pracht, die Komplexität und die Wirrungen des religiösen Lebens Temeswars. Katholizismus, Orthodoxie, Protestantismus und Judentum finden anhand der baulichen Zeugnisse, die im Laufe der Jahrhunderte in Temeswar entstanden sind und das Stadtbild heute noch wesentlich prägen, eine mehr als ausführliche Würdigung.

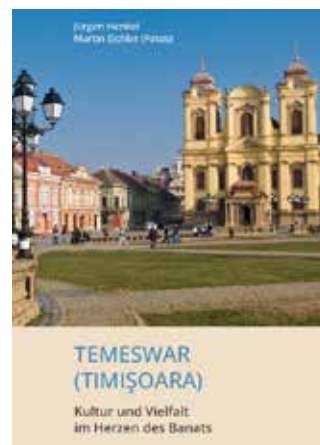
Das fundierte Wissen des Autors weicht uns ebenso in die Arkanen des kirchlichen Innenlebens Temeswars ein

und stellt uns wesentliche, oft wenig bekannte Akteure vor. In einer heutzutage stark säkularisierten Gesellschaft erscheint es wichtiger denn je, daran zu erinnern, welche ausschlaggebende Rolle im Laufe der Jahrhunderte Religionen, Kirchen, Priester, Pfarrer, Bischöfe, Rabbiner und ihre Ambitionen im städtebaulichen Gestaltungsprozess der Stadt gespielt haben. Die entstandenen Bauten sprechen für sich und zeugen zwar, in ihrer Pracht und ihrem Repräsentationswillen, von einer Konkurrenz untereinander, aber auch von einer friedlichen Koexistenz. Die stille, seit Jahren geschlossene und stark verfallene Synagoge der Fabrikstadt erinnert ihrerseits vielmehr an eine untergegangene Welt. In unseren bewegten Zeiten ist es eine Lektion, über die man meditieren sollte, während man, das Buch von Henkel in der Hand, durch die Straßen von Temeswar schlendert.

Es ist dennoch schade, dass der Autor auf eine ausführlichere Darstellung der Ereignisse um den reformierten Pastor László Tőkés im Laufe des Jahres 1989 verzichtet hat. Zum wiederholten Mal hat ein kirchlicher Akteur das Schicksal der Stadt und diesmal sogar des ganzen Landes maßgeblich beeinflusst. In einem Buch, das als Schwerpunkt das kirchliche Temeswar behandelt, hätte es das Bild glücklich abgerundet. Es wäre auch die Gelegenheit gewesen, die am heutigen *Bulevard 16 decembrie 1989* in der Elisabethstadt/Elisabetin stehende evangelisch-reformierte Kirche an der Maria vorzustellen, die im Buch fehlt.

Schade ist ebenso, dass zu den beiden Rundgängen kein Plan mit ihrem genauen Verlauf abgedruckt wurde. Das hätte die Orientierung vor Ort des Öfteren vereinfacht.

Es sind zwei Punkte, die bei einer Neuauflage zu berücksichtigen wären.



Jürgen Henkel, Martin Eichler
(Fotos)

Temeswar (Timișoara). Kultur und Vielfalt im Herzen des Banats. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg im Allgäu 2023, 80 Seiten, 6,00 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Janka Vogel • Holländerstr. 111 • 13407 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

<i>Präsident</i>	Robert C. Schwartz
<i>Vizepräsidentin</i>	Janka Vogel
<i>Schatzmeister</i>	Tony Krönert
<i>Schriftführerin</i>	Dr. Natalia Toma
<i>Beisitzer</i>	Daniela Boltres
	Dr. Raluca Fritzsch
	Christof Kaiser
	Joachim Krauß
	Hermine-Sofia Untch

Beirat

Carmen-Francesca Banciu
Axel Bormann
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen
Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller
Dr. Gerhard Köpernick
Alexander Roth
Dr. Josef Sallanz
Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Redaktionsadresse: DRH, Dr. Josef Sallanz, Starnberger Str. 4, 10781 Berlin oder an: redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: